Der Salon.

Mittheilungen

aus den Kreisen

der

Literatur, Kunst und des Lebens.

Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller

herausgegeben von

Sigm. Engländer.

III.

Wien 1847.

Bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.

Wallnerstraße, im ehemals Czernin'schen Palais.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die beiden Vagabonden. Novelle. Von Fr. Hebbel . . . 1

Zweiter Akt des dramatischen Gedichtes „Donna Maria de Molina.“ Von Fr. Halm 19

Der erste Sonnenstrahl. Ein Märchen von Andersen . . 36

Blumen-Ballade. Von J. N. Vogl 40

Literatur-Skizzen. Von S. Engländer. I. Grabbe und Immermann 41

II. König Renés Tochter. Lirisches Drama von H. Hertz . . 44

III. Fr. Hebbel als Liriker 52

Verschlossen. Von And. Schumacher 57

Die Serapionsbrüder bei Lutter und Wegener. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1821 57

Der treue Diener. Nach einer mündlichen Erzählung von E. T. A. Hoffmann 65

Heinrich v. Kleist. Ein Fragment nach den Mittheilungen einer Freundin 70

Im Arm der Liebe. Von Nordmann 74

Das alte und neue Theater in Hamburg 74

Norddeutsche Städte. I. Weimar. 1830 78

Die Weihe des Aeschylus. Nach einer Stelle von Pausanias. 1845. Friedrich Hebbel gewidmet. Von Emil Palleske 82

Die moderne Literatur 88

Lebenslied. Zum Männerchor geeignet. Von Eginhard . . . 93

Der alte Vassi. Aus den Erinnerungen eines wandernden Enthusiasten 94

Das große Mosaikbild in der italienischen Kirche zu Wien . 98

Eine traurige Berühmtheit 99

Ein paar harmlose Privatansichten. Von Josef Rank . . 102

Ein Künstler 104

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Opern in Deutschland und Frankreich 106

	Seite
Das deutsche Lied in neuester Zeit	108
Wie ich meine Kinder erziehe. Von einem Tauben . . .	109
Ein Spielkamerad. Genrebild. Von J. Märzroth . . .	111
Ueber George Sands neue Novelle: „La Mare du Diable“	113
Künstler, Virtuosen und Wunderkinder	117
Die deutschen Schauspieler. Sonst und Jetzt	121

Die beiden Vagabonden.

Ein Fragment.

Von Friedrich Hebbel.

(1837.)

Es war in der alten guten Zeit. Noch saß der Teufel so ruhig und unangefochten auf seinem Thron, wie der liebe Gott; wenn es zu dunkler Nachtzeit in den Lüften rumorte, schrieb man das nicht den wilden Gänsen zu, sondern dem wilden Jäger, und griff nicht zur Kugelbüchse, sondern zum Rosenkranz; so armselig war keine Hütte, daß nicht zuweilen ein Gespenst, ein Todter, der nach Erlösung seufzte, in ihr einsprach, so winzig kein Berg, in dessen Klüften nicht irgend ein Geist sein Wesen trieb.

Ziemlich spät an einem rauhen Herbstabend trafen zwei junge Leute in einem Dorfe ein. Der eine war lang von Person, hatte ein schmales, ausgedörrtes Gesicht und häßliche lange Arme, die ungeschikt an seinem, wie auf der Folter ausgerekten Körper herunter hingen; der andere war klein und in seinem jetzigen Aufzug auch mehr abstoßend als anziehend, aber ein neuer Rok und ein paar gute Beinkleider hätten vielleicht etwas für ihn thun können. Beide gehörten einem Stande an, für den die Sprache bis jetzt keinen anständigen Namen aufzufinden gewußt hat; wollen wir unsre Freunde nicht Lumpen, Vagabunden und Landstreicher nennen, so müssen wir sie einstweilen ungenannt lassen. „Hör' einmal, Hanns" — sagte der Kleine zum Langen — „weißt du auch, was das ewige Hungern für Folgen hat?" „Ich habe Erfahrung, genug Jürgen um das zu wissen" — versetzte der Lange mit einer Art von Lachen — „bei Tage Mattigkeit in allen Gliedern, so daß man die schönste Dirne erbliken kann, ohne Wohlgefallen an ihr zu finden; bei Nacht Schlaflosigkeit und am Ende den Tod!" „Brav geantwortet, Junge," sagte der Kleine, „aber, hörst du nicht Gänse schreien? Ich denke, das siebente Gebot ist nicht gemacht, daß es Menschen tödten soll. Wie wär's, wenn wir irgend einen Hühnerstall mit unserm Besuch beehrten?" „Ich trau' unserm Glüksstern nicht," erwiederte der Lange ernsthaft und verdrießlich, „haben deine falschen Würfel uns etwas Anderes als Ohrfeigen und Rippenstöße, die ich noch fühle, eingebracht? Wollte ein Mensch den Kater mit dem großen

Bart, den du für ein Wunder in seiner Art auszugeben dachtest, sehen? Brachte es dir eine Krume Brod ein, daß du jenem alten griesgrämlichen Hökerweibe von geträumten Nummern erzähltest?" „Die Talente unsrer Finger haben wir noch nicht ausgeübt," versetzte der Kleine, „man muß nicht Alles so schwarz ansehen, vielleicht sind sie einträglicher als mein Witz." „Verlaß dich darauf," entgegnete der Lange, „uns gelingt nichts." „Pfui, Heide," fuhr der Kleine hastig auf, „du bist ein Christ und kannst so kleinmüthig sein? Bei meinem Gewissen, nie werd' ich schlechter von meinem himmlischen Vater denken, als von meinem irdischen, der, obgleich er nur ein armer Schuster war, sich doch Tag und Nacht plakte und plagte, um seinem Jungen täglich den Bauch zu füllen. Die Gänse sind ordentlich ungeduldig, daß wir nicht kommen; folg mir, Kamerad, aus Religion folge mir!" Sie gingen weiter, der Kleine pfeifend und singend, der Lange einige Mal hustend und dazu fluchend, und kamen vor die Schenke des Dorfes, wo die Bauern sich regelmäßig alle Abend einfanden, um sich zu prügeln oder zu langweilen. In der räuchrigen Stube verbreitete ein flatternder Kienspan, der in einen Soden Torf gestekt und auf den Ofen gestellt war, ein unbeständiges Licht; der vierschrötige Wirth stand mit auf den Rüken gelegten Händen vor dem großen Kachelofen; die Gäste saßen auf hölzernen Bänken umher mit Pfeifen im Munde, die bei einigen noch dampften, bei andern schon ausgegangen waren. Der Kleine hielt an und lauschte. „Hanns," rief er dann aus und that einen Sprung, „mir kommt ein besserer Einfall; wir gehen in die Schenke." „Und lassen uns wieder hinaus werfen, wie damals," sagte der Lange. „Ist heute der Todestag deiner Mutter, daß du so melancholisch bist, wie Einer, der gehenkt werden soll? Sieh' doch nur einmal ins Fenster und betrachte dir diese Gesichter. Sehen sie nicht alle aus, als sollten sie vor Langeweile zerspringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geschichten erzählen, und nenne mich deinen Bruder; wenn das uns nicht was zu essen einbringt." „Ich weiß Nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das ist schlimm," versetzte der Kleine, „du siehst so interessant aus, als müßten dir die Geheimnisse aller Gefängnisse in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt sein. Nun, laß mich nur machen; du kannst den Verstekten spielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier ist die Thür, Gott gebe nur, daß sie nicht verschlossen sei, wenn sie uns erst lange beleuchten, so lassen sie uns nicht ein, denn ein Wirth ist nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt." Der Kleine öffnete die Thür mit möglichst wenig Geräusch. „Hör' du," flüsterte ihm der Lange grimmig ins Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermuthlich entgegen gehe, geb' ich dir doppelt zurük, sobald wir wieder allein sind. Wärst du nicht gewesen, so wär' ich bei meinem Meister geblieben und nun bald Gesell!" „Auf

die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothhaarigen Schurken drinnen," versetzte der Kleine, „baue ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er sich an mir, so fall' ich sogleich wie todt nieder, und werd' es schon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann steht es bei dir, wie bejammernswürdig du den Zustand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willst; ich will dem Kerl Schrek genug in die Glieder jagen, und bevor er sich zu einem Nachtessen und allem Uebrigen bequemt hat, erweken mich drei Eimer Wasser nicht aus meiner Ohnmacht." Sie traten in die Gaststube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirth finster betrachtet. Jürgens erste Frage war, ob nicht der berühmte Doktor Paracelsus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob sie denn nicht im Dorf Theofrastika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund," rief Jürgen nun aus, und fiel Hanns mit Leidenschaft um den Hals, „wie recht hast du, wenn du sagst, das Unglük verfolge uns. Alle bösen Geister durchkreuzen unsern Weg, und warum? weil wir einem Geheimniß auf der Spur sind, dessen Besitz sie doch dem König Salomon willig gönnten. Gewiß ist der Ziegenbok, der sich nachher in einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen und dann in einen langen finstern Schatten verwandelte, Niemand als der Teufel selbst gewesen, und nur unserm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte." „Ein Ziegenbok? Was ist euch mit diesem Ziegenbok passirt, mein Freund?" frug mit heiserer und vor Alter zitternder Stimme des Wirthes achtzigjährige Schwiegermutter, die, das weiße Haupt in die Hände gelegt und die welken Arme auf die Knie gestützt, in einem Winkel kauerte. „Das Abentheuer ist wunderbar, oder vielmehr grauenhaft genug," entgegnete Jürgen und ließ sich hinter einem Tisch nieder, „aber gegen unsre übrigen Abentheuer verlohnt es sich kaum der Mühe, es zu erzählen. Besonders das Leben meines Freundes besteht aus einem Gewebe von fast lauter Unbegreiflichkeiten; aber freilich, wer, wie er bei seiner Seelen Seligkeit den Schwur unverbrüchlichen Stillschweigens hat ablegen müssen, der wird nichts verrathen." Aller Blike richteten sich bei diesen Worten auf Hanns; er seufzte und legte sein Gesicht auf den Tisch, was große Wirkung that. „Uebrigens," fuhr Jürgen fort, „hört man Begebenheiten, wie sie mir zugestoßen sind, auch nicht jeden Tag, und wenigstens bis heute habe ich mir das Recht zu bewahren gewußt, sie dem Bösen zum Troz unter Freunden mitzutheilen. Aber, Gott sei bei uns, da ist er, da ist er wieder!" Er deutete mit der Hand aufs Fenster; ein Ziegenbok schaute gravitätisch durch die dunklen Scheiben hinein. Der Bok gehörte dem Wirth; er hatte die Thür seines Stalls offen gefunden und war hinaus spaziert. Daran dachte aber kein Mensch, und selbst am folgenden Morgen, als das Räthsel sich aufklärte, bestand die Alte darauf, der Bok

müsse geschlachtet und mit Haut und Haar an einem Kreuzweg verscharrt werden, der Teufel habe ihn gemißbraucht; sie ruhte auch nicht, bevor es geschah. Alle, Jürgen nicht ausgenommen, dessen Lügen das Thier so unerwarteter Weise unterstützte, schraken zusammen, als sie den Bok erblikten. Wenigen entging es, daß seine Augen glühten, wie Feuerräder, Einer hatte, wie sich später ergab, sogar bemerkt, daß er sich hinten in einen Hund verlor, Jürgen sah Hanns, der ganz blaß geworden war, triumfirend an, sobald der Bok sich wieder vom Fenster zurükgezogen hatte. Die Bauern dachten nicht daran, zu ihren Weibern zurükzukehren, obwohl die gewöhnliche Aufbruchsstunde schon gekommen war; sie mußten zuvor die Geschichte des Fremden hören, auch zitterten sie, draußen Einen zu treffen, dem sie nicht gern begegneten, und der vielleicht wegen Grenzpfahlsverrükungen und anderer Kleinigkeiten ein Sträußchen mit ihnen zu pflüken haben mochte. Sie ließen sich frisches Getränk bringen; dies nahm dem Wirth die lezte Wolke des Unwillens gegen unsre Freunde von der Stirn, zuvorkommend sezte er ihnen Bier, Brod und kaltes Fleisch vor, und versprach ihnen ein Nachtlager obendrein, verlangte dafür aber von Jürgen, seinen merkwürdigen Lebenslauf zum Besten zu geben. — Jürgen begann ohne weitere Vorrede: „Ich bin das uneheliche Kind eines armen aber schönen Mädchens, und kann in Wahrheit nicht sagen, wer mein Vater ist, sonst würd' ich ihn aufsuchen und ihn unterstützen, oder nach Befinden der Umstände mich von ihm unterstützen lassen. Daß der reiche vornehme Kaufmann, auf den meine Mutter aussagte, mein Vater sei, kann ich nicht glauben; denn das eine Mal, daß ich ihn mit dem theuren Namen begrüßte, traktirte er mich mit Ohrfeigen und so spricht kein Vaterherz! Meine Mutter glaubte, als sie mich geboren hatte, nichts Besseres thun zu können, als mit mir in einen Bach zu springen; an der Ausführung dieses schnöden Vorhabens hinderte sie ein alter Doktor, der im Ruf eines Schwarzkünstlers stand und für sie und ihr Kind zu sorgen versprach, falls sie ihm den Knaben in seinem siebenten Jahre übergeben wolle. Der Doktor hielt sein Versprechen, meine Mutter das ibrige auch und so kam ich, als ich mein siebentes Jahr erreicht hatte, in des Doktors Hände. Anfangs fürchtete ich mich entsezlich vor dem Doktor und wollte durchaus nicht bei ihm bleiben; er war ein kleiner, unheimlich-dünner Mann, und trug beständig einen schwarzen bauschigen Rok von wunderlichem Zuschnitt, in welchem er sich mit seinem unveränderlichen leichenblassen Gesicht ausnahm, wie ein vor der Zeit aus dem Grabe zurükgekehrter Todter. Der Doktor wußte aber mit Kindern umzugehen; er gab mir Mandeln und Rosinen, machte mir allerlei Spielwerk, schenkte mir bunte Bilderbücher und spielte sogar Verstekens und Hukebok mit mir, so, daß ich ihn bald von Herzen lieb gewann. Wie ich älter wurde, lehrte er mich Vielerlei, gab mir auch große Bücher

zum Studiren, woraus ich vornehmlich die Pflanzen und ihre verborgenen Eigenschaften und Kräfte kennen lernte; nachdem ich diese Wissenschaft erlangt hatte, schikte er mich auf die Berge, um in gewissen Stunden, die er mir genau bezeichnete, gewisse Kräuter und Moose zu pflüken, dabei schärfte er mir aufs dringendste ein, mich aller Gedanken ans zweite Geschlecht zu entschlagen, sonst würden die Geister, die jene Kräuter bewachten, Macht über mich bekommen, mich überwältigen und tödten. Die Wahrheit ist, daß die Kräuter ihre wunderbaren Kräfte verlieren, wenn eine unreine Hand sie pflükt, ich glaubte meinem Herrn aber Alles, und hielt mich vollkommen überzeugt, daß an einen Kuß, ja an etwas noch Geringeres, unmittelbar mein Tod geknüpft sei; daß ich mich bei dieser Ueberzeugung wenig zum Küssen aufgelegt fühlte, kann man sich denken. Dies Leben führte ich lange fort, ohne mich nur darum zu kümmern, wozu denn mein Herr die Kräuter, die ich oft mit so viel Beschwerde und Mühseligkeit einsammeln mußte, gebrauche; ich dankte dem Himmel, wenn er sich in sein Laboratorium einschloß, weil ich wußte, daß er mir dann in einigen Tagen nichts befehlen würde; ich aß und trank und war vergnügt. Eines Tags, als mein Herr sich wieder zurükgezogen hatte, ging ich zufällig in sein Studierzimmer und bemerkte dort ein kleines schwarzes Kästchen, das ich noch nie bemerkt hatte; ein Schlüssel stekte darin, ich konnte meiner Neugierde nicht widersteh'n, ich mußte es aufschließen. Ich fand nichts darin als ein altes Buch; wie erstaunte ich aber, als ich, wie ich das Buch aufschlug, sah, daß es die Anleitung enthielt, auf nächstem Wege den Stein der Weisen zu gewinnen. Ich fing an in dem Buche zu lesen, es ward mir aber dabei ganz peinlich zu Muth, mir war, als ob ich unsichtbar von einer fürchterlichen Gesellschaft umgeben sei, ich hätte das Buch gern wieder weggelegt, doch ich vermochte es nicht. Nach wenigen Minuten trat mein Herr herein, er warf einen fürchterlichen Blik auf mich und riß mir das Buch aus der Hand, er wurde aber gleich wieder freundlich, sagte: wir sprechen uns nachher, schloß das Buch ein und entfernte sich. Mein Herr beobachtete jedoch seinem Versprechen zuwider zu meinem größten Verdruß über das Vorgefallene das tiefste Stillschweigen; er sezte nicht einmal mehr den Unterricht über die natürlichen Dinge mit mir fort und ich sah wohl, daß er nicht geneigt war, mir etwas von dem anzuvertrauen, was ich zu erfahren brannte. Er hätte mich gewiß von Herzen gern fortgejagt, wenn er meiner nicht zur Erlangung der ihm unentbehrlichen Kräuter bedurft hätte; da er aber alt und gichtbrüchig war, so konnte er nicht selbst die Berge besteigen und mußte sich, so schwer es ihm ankommen mochte, freundlich gegen mich bezeigen. Ich nahm jezt aber Zeit und Gelegenheit besser wahr, wie vorher; ich sah meine Bücher mit ganz andern Augen an und studirte nicht, wie sonst, blos deßwegen darin, um den

Vorwürfen und Ohrfeigen des Doktors zu entgehen. Ich machte mich über seine Papiere her, so oft ich nur konnte, und schrieb mir die wunderbaren Rezepte ab; es gelang mir sogar, mittelst eines falschen Schlüssels mich Tage lang in den Besitz jenes alten Buchs zu setzen und (hiebei sah Jürgen mit stolzen Bliken im Kreise seiner Zuhörer, die aufmerksam und ehrfurchtsvoll an seinen Lippen hingen, herum) ich las es nicht ohne Frucht. Gar bald drang ich vor zur Kenntniß der vier Erden, die sich in der heiligen Nacht bei einer durch die Knochen eines unschuldigen Lammes genährten Flamme begatten müssen, der güldene Löwe konnte sich meinen spähenden Bliken nicht länger verbergen, und wie nah' ich dem letzten Geheimniß war, das zeigten mir die tükischen Streiche der immer wachsamen Geister, die mich irre zu machen suchten, weil sie mich fürchteten. Da hatte ich das Unglük, mich zu verlieben. Ich nenne es ein Unglük, denn dieser verwünschte Umstand ist Schuld daran, daß ich mich jetzt in einer Lage befinde, wo ich für die Erreichung meines hohen Zwekes wenig thun kann. Ich möchte rasend werden, wenn ich, der ich vielleicht nach Jahren im Stande sein werde, ganze Misthaufen, ja den Erdkörper, wofern ich dumm genug dazu wäre, in Gold zu verwandeln, des Morgens Hosen anziehen muß, deren mancher Bettler, ich übertreibe nicht, sich schämen würde; doch ich weiß, wer ich bin, und ertrage mein Schiksal mit Geduld, wie sich's gebührt. Die Schönheit eines Mädchens riß mich hin; daß sie lebhaften Antheil an mir zu nehmen, daß sie nicht ohne mich leben zu können schien, behagte meiner Eitelkeit und brachte meine Sinne gänzlich in Verwirrung. Statt auf die Berge zu klettern, schlich ich mich eines Morgens, wo sie in ihrer Hütte allein war, zu ihr. Leider hatte der Doktor, der mir, was diesen Punkt anbelangt, nicht mehr trauen mochte, mir nachgelauert, er machte sich sogleich trotz seiner Krüken auf den Weg, um seinem Kräuter-Lieferanten in der Versuchung beizusteh'n, aber was halfs dem armen gichtbrüchigen Mann? Er kam eben früh genug, um sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er — zu spät kam! „Verfluchter," rief er aus und schäumte vor Wuth, „nun komm' mir nicht wieder über die Schwelle." Im ersten Aerger versetzte er mir mit seiner Krüke einen derben Schlag über den Arm; diese Beschimpfung unter den Augen meiner Geliebten war zu groß, das Blut empörte sich in meinen Adern, ich ergriff ihn bei seinem langen Bart, und hätte ihn gewiß zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, wenn mir nicht plötzlich eine wirksamere Art, Rache zu üben, in den Sinn gekommen wäre. „Ich gehe zum Doktor Paracelsus, flüsterte ich ihm zu, und bringe dem das Rezept der grünen Erde." Der Doktor wurde noch bleicher als er immer war und starrte mich an; dann aber schlug er eine gellende Lache auf und rief: „Ei, junger Thor, ich weiß wohl und hab's dir selbst gesagt, daß dem alten Pa-

racelsus nur noch die grüne Erde fehlt, um in den Tiefen und Abgründen der Natur zu dringen wohin es ihm beliebt; aber eben die grüne Erde — ha! ha! ha!" Jetzt rannte ich dem Doktor drei chaldäische Worte ins Ohr, die keine sterbliche Zunge nach Sonnenuntergang aussprechen darf; da mochte ihm eine Ahnung aufgehen, wie weit der faule Mensch, dem er Jahrelang kaum durch den Ochsenziemer einige Neigung für die Wissenschaften hatte beibringen können und den er zu sehr verachtet hatte, um es nöthig zu finden, vor ihm etwas zu verbergen, während der letzten Zeit in sein Thun und Treiben eingedrungen sei. Er warf sich vor mir auf die Knie, und beschwor mich, ihm nicht durch unzeitige Entdekung den Preis eines langen, mühevollen Lebens zu entreißen; er bat mich, mit ihm zurükzukehren und versprach mir, mich in alle seine Geheimnisse einzuführen. War es Troz, der sich nicht bezwingen lassen wollte, oder war es Furcht, die mich von der Rachsucht und dem Neid des unheimlichen Alten das Aeußerste befürchten ließ, ich weiß es nicht, genug, ich verweigerte fest und bestimmt jede Aussöhnung. Da sprang er rasch vom Boden auf, als ob er wieder Jüngling geworden wäre; über sein Gesicht flammte eine wunderliche Röthe und seine Augen schoßen Blize, es war, als wollte der böse Feind selbst mit all seinen Schreken hervortreten aus des alten Mannes schwacher, gebrechlicher Gestalt. „O du verruchter Satan," rief er mir mit einer Donnerstimme zu, „ich hab's wohl gedacht; hätt' ich dir doch gestern den Trank gegeben, den du heute Abend zum Dank für deine Hinterlist in deinen Wein empfangen solltest, dann könntest du im Bauch des Kirchhofs gegen deine Sargnachbaren ausplaudern, was du zu wissen meinst! Ach, daß gerade heute das wunderbarste aller Moose in die Blüthe treten mußte, und daß ich außer dir Niemand hatte, der es pflüken konnte!" Nun war es ordentlich, als ob er wieder zusammen knikte, er stieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach der Krüke und schlich sich keuchend fort.

Jürgen machte eine Pause und trank, wie zur Erholung auf den in der Erinnerung noch einmal überstandenen Schrek ein Glas Bier. Der Wirth, der während des Fortgangs der Erzählung im Zweifel, wie die übrigen Anwesenden im Glauben erstarkt war, ergriff diese Gelegenheit, einen garstigen Einwurf vorzubringen. „Ihr nanntet," hob er an, „vorhin eure Liebschaft ein Unglük; mir scheint ein Unglük, das dem Menschen das Leben rettet, kann er sich wohl gefallen lassen." Hanns hustete und strich sich mit der Hand über die Stirn; Jürgen aber, statt in Verwirrung zu gerathen, versetzte mit unvergleichlicher Unverschämtheit: ihr habt Recht und fuhr ruhig fort. „Man kann es sich leicht denken, daß ich, eben im Begriff, Berg- und Felsspitzen zu erklimmen, nicht sonderlich gekleidet war; dennoch fühlt' ich mich nicht im Geringsten versucht, das Haus des Doktors mit einem Fuß wieder zu betreten. Ich gab meinem Mädchen einen

letzten Kuß, das arme Kind mochte fühlen, daß es ewigen Abschied gelte und hielt mich fest; ach, ihrer Leidenschaftlichkeit habe ich diesen abscheulichen Riß in meinem Wamms zu danken! Ich eilte zu meinem Freunde; er lebte damals — jetzt sieht man's ihm nicht recht mehr an — in wahrhaft glänzenden Verhältnissen! Doch er liebte mich; Bruder, rief er aus, ich begleite dich bis an's Ende der Welt, und umarmte mich mit einem Ungestüm, daß ich, ich hab' nicht die Brust eines Riesen, nicht zum zweiten Mal so umarmt zu werden wünsche. Nun begaben wir uns sogleich auf den Weg, um den Doktor Paracelsus so schnell als möglich zum glüklichsten der Sterblichen zu machen. „Wie weit haben wir noch bis Theofrastica?" Die Bauern schüttelten den Kopf; keiner hatte den Namen eines solchen Orts jemals nennen gehört. „Gott steh' uns bei," wehklagte Jürgen, „so hat der Feind uns die ganze lange Zeit hindurch, daß wir auf der Wanderung sind, getäuscht; noch am Eingang dieses Dorfes begegnete uns ein einäugiger Mann mit gestreiften Beinkleidern und versicherte uns, wir wären am Ziel." „Himmlische Gerechtigkeit!" rief einer der Bauern aus, „ich wollte schwören, das wäre mein alter Großvater gewesen, aber der kommt schon seit einem halben Jahr nicht mehr aus der Stube." „Der Böse nimmt eine Gestalt an wie er will," versetzte Jürgen; „mein Freund hat's erlebt, daß er ihm als sein leibhaftes Konterfei entgegen getreten ist, und ihm erst verliebte Küsse, dann den Kopf zugeworfen hat." Es war spät geworden, recht schadenfroh heulte der Wind um's Haus und warf die Regentropfen an die Fenster, nicht ohne Herzklopfen dachten die Bauern an ihren Heimgang in der finstern Nacht, aber sie mußten sich doch zulezt entschließen, und brachen nicht, wie sonst, Einer nach dem Andern, sondern friedlich und freundschaftlich alle auf einmal auf. Nur ein einziger Mann blieb zurük; dieser hatte sich den ganzen Abend vor den Uebrigen dadurch ausgezeichnet, daß er sein Bier aus dem größten Glase trank, daß er den meisten Qualm aus seiner Pfeife jagte, und daß er seinen breitgekrempten Hut keinen Augenblik vom Kopf herunter that. Er war starkknochig und vierschrötig; sein breites, volles Gesicht war ein vollkommen glaubwürdiges Attestat, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangenen Futterlieferungen ausgestellt hatte; ein gewisser alberner Stolz, der sich vergebens durch die diken, aufgequollenen Züge Bahn zu brechen suchte, bezog sich wohl auf einige klingende Thaler in der Tasche oder auf einen fetten Ochsen im Stall. Der Mann trat auf Jürgen zu, legte ihm plump die Hand auf die Schulter, sah ihn eine Zeitlang mit lächerlichem Ernste an und fragte ihn dann: „Junger Mensch, seid ihr eurer Sache gewiß, ich meine, daß ihr Gold machen könnt?" „Wäre ein Kruzifix bei der Hand," entgegnete Jürgen vornehm, „so könnte ich, wofern es mir beliebte, euren Zweifel durch einen Schwur entkräften!" „Es ist kein

leichtes Stük Arbeit," bemerkte der Andere. „Es geht, erwiederte Jürgen, auch keineswegs so schnell von Statten, wie man etwa eine Bratwurst stopft oder Schinken in den Rauch hängt!" „Könnt ihr euch wohl einen Tag im Dorf aufhalten?" „Was meinst du Freund," sagte Jürgen, indem er sich zu Hanns wandte. „Uns're Zeit ist kostbar," erwiederte Hanns langsam, „doch, wenn's nicht länger ist —" „Gut, versetzte der starkknochigte Mann, morgen in aller Frühe bin ich wieder hier, bis dahin laßt euch im Wirthshaus nichts abgehen, ich bezahle Alles." Er rükte vor Jürgen ein klein wenig den Hut und ging, ohne von Hanns Notiz zu nehmen, hinaus, der Wirth folgte ihm mit dem Licht. „Wer war der Mann?" fragte Jürgen lauernd, sobald der Wirth zurük kam. „Es ist der Meister Jakob, versetzte der Wirth, unser Hufschmied und der einzige Hufschmied in einer Runde von drei Meilen. Diesem Umstand allein hat er es beizumessen, daß sich seiner Ungeschliffenheit und närrischen Hoffart ungeachtet, seine Kundschaft nicht vermindert. Man kann doch nicht immer eine Reise von einigen Stunden darum thun, wenn man ein Roß beschlagen lassen will." „Der Meister Jakob," sondirte Jürgen weiter, „ist wahrscheinlich reich, und macht sich deßwegen nicht viel aus seiner Schmiede und seinen Kunden!" „An Vermögen fehlt es ihm freilich nicht," entgegnete der Wirth und begann, für seine beiden Gäste hinter dem Ofen eine warme Streu einzurichten, „doch, das ist der Grund nicht, weßhalb er Hammer und Amboß über die Achsel ansieht." „Ei, was denn?" fragte Jürgen mit einer Hast, die von dem gleichgiltigen Ton, in dem er bisher das Gespräch geführt hatte, gar sonderbar abstach. „Der Meister Jakob verzehrt viel Geld bei mir," versetzte der Wirth, „doch, das soll mich nicht abhalten, mit der Sprache gerade heraus zu gehen. Mit einem Wort, er ist der größte Narr unter der Sonne. Dieser Mensch, der so dumm ist, daß ihn ein Kind überlistet, bildet sich ein, er sei zu großen Dingen berufen und die Welt werde noch einmal über ihn erstaunen. Ihr lacht, man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist's wahr. Fragt man ihn, was er denn von sich und der Zukunft erwartet, so gesteht er ohne Umstände ein, er wisse es selbst nicht, aber das Alles, setzt er dann mit listig zugekniffenen Augen hinzu, wird sich zu seiner Zeit schon finden." „Welche Thorheit für einen Mann, dessen Haare sich schon grau färben," sagte Hanns. „Nicht zu vorschnell," unterbrach ihn Jürgen mit Würde, „ich fühle mich zu diesem Mann wunderbar hingezogen. Vielleicht hat das, was die Welt Thorheit und Wahnsinn schilt, einen tieferen Grund. Oft bleiben die Ohren der Weisen verschlossen und den Einfältigen offenbart sich der Himmel!" „Dagegen läßt sich nichts einwenden," sagte der Wirth mit einem schlauen Lächeln, „denn es steht in der Bibel." Hierauf wünschte er Hanns und Jürgen eine gute Nacht und begab sich in ein anstoßendes Gemach zu seiner Frau,

die, weil sie sich nun einmal bei Licht des Schlafes nicht erwehren konnte, regelmäßig einige Stunden vor ihrem Mann zu Bette ging. Kaum war er fort, als Jürgen jubelnd in der Stube herum zu springen und alle Zeichen einer ausgelassenen Freude von sich zu geben begann. „Still doch Mensch, still doch,“ wisperte Hanns, „wenn du das Lärmen und Handthieren nicht einstellst, so wirft er uns noch um Mitternacht aus der Thür.“ „Grützkopf,“ versetzte Jürgen, „ich wette, du ahnst es gar nicht, daß wir heut Abend den Stein der Weisen gefunden haben!“ „Ich verstehe dich wohl,“ erwiederte Hanns, „denn ich kenne deine Frechheit; aber ich übersehe eben so wenig, daß wenn wir uns bei Meister Jakobs Thorheit in die Kost legen, seine Weisheit plötzlich einmal erwachen und uns eine garstige Zeche abfordern wird, die er dann vermuthlich mit einer Eisenstange eintreibt.“ „Was thäte das Kerl!“ unterbrach ihn Jürgen, „ich denke, dein Rüken ist lange genug dein Zahlmeister gewesen, um auf so etwas gefaßt zu sein. Diesmal aber fürchtest du, wo nicht zu fürchten ist. Ich habe einen Plan, einen Plan —— Hanns, seit ich diesen Plan ausgehekt, muß ich auf jeder billigen Wagschaale um zehn Prozent im Werth gestiegen sein!“ „Wie du nur solch' eine Geschichte so in einem Athem zusammen lügen konntest,“ sagte Hanns kopfschüttelnd, „ich muß bekennen, so lange du erzähltest, lag ich in einer Art von Fieber, denn endlich, dachte ich, muß der Krug, der so unmenschlich kek zu Wasser geht, doch wohl brechen!“ „Erzählen ist eine Kunst, die sich von meiner Großmutter her auf mich vererbt hat,“ entgegnete Jürgen, „und Wunderdinge erzählen sich am leichtesten, da Niemand verlangen kann, daß man sie ihm erkläre. Uebrigens war's ja, Kleinigkeiten und die nöthigen Vergoldungen abgerechnet, wirklich meine Lebensgeschichte. Setze an die Stelle des Doktors den geizigen Apotheker, zu dem mich mein Vater in die Lehre that; nimm den Kräutern, die ich sammeln mußte, ihre edelsten Kräfte und lege ihnen die gemeinen schweißtreibenden und abführenden bei; entzieh' meiner Liebschaft etwas von ihrem Glanz und mache sie zu einem vertraulichen Verhältniß zu der Magd im Hause, das der Apotheker am Lehrling nicht dulden wollte, weil er es sich selbst wünschte; besonders aber zieh' über deine glänzenden Verhältnisse einen Strich und erinnere dich, daß du bei deinem Meister, dem tauben Grobschmied blos arbeiten, aber nicht essen solltest, bleibt dann noch etwas zu verändern übrig?“ „Ich wollte doch,“ entgegnete Hanns und kratzte sich hinter den Ohren, „ich wär' bei dem Meister geblieben, dann wär' ich nun bald Gesell! Du machtest mir, als dein Herr dich aus der Thür geworfen, und dein Vater dir die seinige vor der Nase zugeschlagen hatte, eine so lekere Beschreibung von der Freiheit, daß mir das Maul darnach wässerte, wie nach einer Martinsgans. Hol' der Teufel die Freiheit, die dem Menschen nichts bringt, als Hunger und Durst

und die Aussicht auf ein Gefängniß! Ich sehne mich ordentlich nach Arbeit, und während du dem Meister Jakob Gold machst, möchte ich ihm wohl Hufeisen, Nägel und Radfelgen verfertigen." „Deine niederträchtigen Geschiklichkeiten werden uns am Ende noch verrathen" fuhr Jürgen auf „nun komm her, und streke deine faulen Knochen aufs weiche Stroh; so gut haben wirs lange nicht gehabt. Der Ofen ist noch so warm, daß ich die Hand nicht daran halten kann; wie das behagt!" Ermüdet, wie sie waren, schliefen sie bald ein; nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wurde Jürgen durch ein ängstliches Aechzen und Stöhnen seines Gefährten gewekt. Verdrießlich über die Störung seiner nächtlichen Ruhe, stieß er Hanns derb mit dem Ellbogen in die Seite; wie ward ihm aber, als er Diesen „ach Gott, ach Gott" rufen, und alle Gebete, die er von Kindesbeinen an auswendig gelernt haben mochte, unter lautem Zähnklappern hersagen hörte. Jürgen konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Dem träumt gewiß, er wird gehenkt" dachte er „weil ich gestern Abend von den Gänsen sprach; einen betrübteren Kameraden hätt' ich nicht finden können." Dann ergriff er ihn beim Arme, schüttelte ihn, und rief: Kerl, ermuntere dich doch! „Du bists?" sagte Hanns, und holte einen tiefen Seufzer. „Wer sollt's Anders sein?" versezte Jürgen. „Entsezliche Dinge hab' ich überstanden!" sagte Hanns. „Du hast davon geträumt!" verbesserte Jürgen. „Nein, nein!" fiel ihm Hanns mit Heftigkeit in die Rede „ich möchte sagen, ich wär' vor Angst gestorben, wenn ich nicht noch lebte. Nur kaum hatte ich die Augen geschlossen, da kam Etwas zu mir heran, und legte sich auf mich wie Blei, daß ich kein Glied zu rühren vermochte, und zu erstiken meinte." „Du lagst vermuthlich auf'm Rüken" sagte Jürgen spöttisch „und da drükte dich dein eigen' Blut, wie mein Herr, der Apotheker, zu sagen pflegte." „Deinem Herrn, dem Apotheker" entgegnete Hanns gereizt „schlüge ich drei Zähne aus, wenn er mir weismachen wollte, daß das Blut eines Menschen, das am Tage so wenig eine Last für ihn ist wie die Luft, bei Nacht ins Gewicht fällt wie ein Mühlstein! Die Nachtmähr' wars, die mich ritt; ich hab' das abscheuliche Ungeheuer ja selbst gesehen, sie hatte ganz kleine Zähne und eine hellrothe Zunge, die ihr ellenlang aus dem Rachen hing, und einen bläulichen Glanz ausströmte. Ich erkannte sie sogleich, denn meiner Mutter Bruder, der alte Christian mit dem lahmen Fuße, hat sie mir schon beschrieben, als ich noch auf den Armen getragen wurde. Das war aber noch nicht genug. Wie ich dies Ungeheuer anstiere, und mich, in Erwartung eines unfehlbaren Todes, auf Stoßgebete besinne, fällt eine halbe Legion von häßlichen Teufeln über mich her, und quält mich. Einer davon versezte mir einen solchen Stoß in die Seite, daß mir alle Knochen

trachten. Es schmerzt mich noch in den Kaldaunen!“ „Nun, das nenne ich eine Narrheit!“ rief Jürgen, und hielt sich den Bauch „die sich am Markte sehen lassen darf, denn schwerlich findet sie ihres Gleichen.“ „Du weißt“ versetzte Hanns zornig „daß ich um Foppereien nicht viel gebe, und am wenigsten zur Nachtzeit, wo ich entweder schlafe oder verdrießlich bin. Will mir Einer abstreiten, was ich gesehen habe, so lass' ichs gelten, denn das Auge kann sich täuschen, besonders im Finstern; wer mir aber meine Haut, mein Fleisch und Bein zu Lügnern machen will, dem tränk' ich's ein. Die Prügel, die Striemen nachlassen, hab' ich wirklich bekommen, und du sollst mir an die Teufel glauben, weil ich den Stoß noch fühle!“ „Blix, alle Wetter!“ fuhr Jürgen auf „so nimm doch Vernunft an, den Stoß brachte dir ja Niemand bei, als ich. Dein vermaledeites Stöhnen hatte mich aus dem Schlafe gewekt, deshalb war ich erboßt auf dich!“ Hanns hatte keine Zeit, seine Verwunderung zu bezeigen; ein sonderbares Geräusch, das sich draußen unter dem Fenster vernehmen ließ, bewog Beide zum Schweigen und Aufhorchen. Es dauerte nicht lange, so wurde das Fenster geschikt aufgemacht, und eine Gestalt bemühte sich, hinein zu steigen; sie hatte aber kaum ein Bein hereingebracht, als Jürgen, der hurtig aufgestanden und heran geschlichen war, dies umklammerte, und dann aus Leibeskräften schrie: Diebe! Diebe! Auf diesen Ruf wurde der Wirth alsbald munter, und stürzte in die Stube. „Stekt nur schnell einen Span an!“ rief Jürgen ihm entgegen „ich halt' den Burschen schon, so unsanft er mir auch mit dem bestiefelten Fuße liebkoset. „Ich habe eben seine beiden Fäuste gepakt“ setzte Hanns hinzu „er kann jetzt, wie Ihr hört, nur noch wimmern und fluchen.“ Der Wirth kam mit einem brennenden Spane zurük; der flakernde Schein desselben fiel auf ein spitziges, hageres, welkes Gesicht. „Ist es denn möglich!“ rief der Wirth aus, so wie er den nächtlichen Gast ins Auge faßte „Lise, Weib, das ist ja dein leiblicher Bruder!“ „Leider, Schwager, bin ichs“ stöhnte der Gefangene „thu mir die Liebe, und mach' nicht so viel Lärm.“ „O der niederträchtige Filz“ knirschte die Frau, die mittlerweile ebenfalls herbei geeilt war „gewiß hat er die zwanzig Gulden, die er dir gestern endlich für den schon im Sommer gekauften und verzehrten Ochsen ausgezahlt hat, wieder holen wollen.“ „Schwester, ich beschwöre dich, ruinire mich nicht durch Schimpfen“ wimmerte der noch immer halb im Zimmer und halb draußen befindliche Dieb „was ich gewollt habe, kann dir einerlei sein, du siehst, es ist mir mißglükt.“ „Wär' 's nicht eine Schande für mich selbst“ sagte der Wirth, und kniff, vor Zorn über und über glühend, den Schwager in die Ohren „so würde ich den Hund einstweilen in den Keller steken, und ihn morgen, am hellen, lichten Tage, gebunden an Händen und Füßen, zum Schulzen schleppen.“ „Jetzt“ unterbrach ihn

Jürgen „spazirt er auf ein Viertelstündchen herein, und wird gehörig abgegerbt, und wofern er sich den geringsten Schrei erlaubt —" „Schreien werd' ich nicht" versicherte der Hagere, ihm schnell ins Wort fallend „die Nachbarn würden mich an der Stimme erkennen. Darf ich dich aber bitten, lieber Schwager" setzte er mit weinerlicher Stimme hinzu „so lass' uns den Handel im Dunkeln abmachen, damit mich der Nachtwächter, wenn er vielleicht bei dir die Stunde abrufen sollte, nicht sieht, du weißt, in meiner Handthierung bedarf ich des guten Leumunds, und ich werde mich dir mit einem Scheffel Kartoffeln dankbar bezeigen." „Fort mit dir!" fluchte der Wirth, und gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß er aus dem Fenster flog wie eine hölzerne Puppe. Der Wirth begab sich nun wieder in sein eheliches Gemach, jedoch nicht, ohne den Freunden seinen lebhaftesten Dank zu bezeigen; sie hätten, meinte er, diesmal seinen wachsamen Hund, der leider vor einigen Wochen krepirt sei, aufs beste ersetzt. „Da hast du das Schiksal" sagte Jürgen zu Hanns, als sie sich wieder auf der Streu dehnten „vor drei Stunden fast selbst Diebe, und nun nicht blos ehrliche Leute, sondern noch etwas mehr als ehrliche Leute, den Gottlosen ein Gräuel, den Sündern ein Stein des Anstoßes, über den sie Hals und Bein brechen." Am anderen Morgen hatten sie nur kaum ihre Biersuppe und einen lekeren Eierkuchen, den die Wirthin aus Dankbarkeit dem Frühstüke hinzufügte, verzehrt, als Meister Jakob hereintrat. Er hatte sich frisch rasirt und sich die Nägel beschnitten, ein Umstand, der Jürgen nicht entging, und auf den er das gehörige Gewicht legte. Beim Eintritte nahm er den Hut ab, setzte ihn indes gleich wieder auf, und stekte, bevor er ein Wort sagte, seine Pfeife an. „Wiss't Ihr auch" begann er nun, nach den ersten erquiklichen Zügen, mit einer wichtigen Miene zu Jürgen „was mir geträumt hat? Ich sah Euch, so kam es mir vor, gewiß und wahrhaftig! Gold machen. Es waren lauter gehenkelte Dukaten, wie meine Tochter einen um dem Halse trägt, und Ihr standet an einem großen Tische mit Löwenfüßen, und betriebt Euer Geschäft. Euer Kamerad stand neben Euch, aber der schaute eben so dumm drein, als ich selbst." „Das ist ein einfältiger Traum" versetzte Jürgen vornehm „aus dem Schmelztiegel gehen wohl zuweilen Goldbarren hervor, doch niemals Dukaten. Und was meinen Kameraden anlangt, so möchte ich in der entscheidenden Stunde lieber dies oder jenes Kräutlein entbehren, als die Kraft seines Gebetes." „Mit Gebet wird das Werk vollbracht?" fragte Meister Jakob voll Erstaunen. „Habt Ihr etwa erwartet, durch des Teufels List und Gewalt?" erwiederte Jürgen bitter. „Ihr nehmt mir dadurch eigentlich einen Stein vom Herzen" sagte Meister Jakob „man ist nun einmal gewohnt, dem Teufel das Goldmachen und dergleichen zuzuschreiben." Es entstand eine Pause.

„Meister“ hub Jürgen darauf wieder an „Ihr ersuchtet uns gestern Abend, einen Tag im Dorfe zu verweilen. Es liegt Etwas in Euerem Gesichte, was mir sogleich gefiel, d'rum sagten wir Euch zu. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mich diese Willfährigkeit jetzt gereut. Der Mensch muß sein Ziel verfolgen, wie der Jäger das Wild, sonst entgeht es ihm gar zu leicht. Seid so gut, und sagt uns ohne weiteren Aufenthalt, was Ihr von uns verlangt, damit wir fürbaß wandern können. Der Boden brennt mir unter den Füßen.“ Meister Jakob hustete, und sah den Wirth an; dieser verstand den Wink, und ging hinaus. „Gold machen“ begann er nun verlegen „ist eine schöne Kunst, und es ist einem Familienvater, einem Manne, der Jahr aus, Jahr ein den schweren Schmiedehammer schwingen muß, wohl nicht zu verargen, wenn er sie erlernen möchte.“ „Das geht nur unter gewissen Umständen“ unterbrach ihn Jürgen achselzukend „in welchem Monate seid Ihr geboren?“ „Im April.“ „Dankt Euerer Mutter noch im Grabe dafür“ fuhr Jürgen fort „hätte sie Euch im März oder gar im Mai in die Welt gesetzt, so hätte der Mops, der unter dem Ofen liegt, gerade so viel Aussichten, wie Ihr. Hoffentlich habt Ihr Euere Hände nie mit Menschenblut beflekt, d. h. Ihr seid kein Mörder und Todtschläger?“ „Bewahre Gott, nein!“ „Und habt Ihr Muth? Wenn Euch plötzlich einmal ein Kopf mit einer Nase von zwei Ellen Länge über die Schulter gukte, oder wenn zehn Finger vor Euch in der Luft herumkreuzten, ohne daß Ihr einen Arm, geschweige einen Körper, dem sie angehören möchten, erbliken könntet — würdet Ihr dem Schreke nicht erliegen?“ „Geschieht das denn zuweilen?“ fragte Meister Jakob. „Ich kann Euch wenigstens nicht versprechen, daß es nicht geschieht“ erwiederte Jürgen. „Ihr seht, ich bin aufrichtig gegen Euch.“ „Ich glaube nicht“ versetzte Meister Jakob nach einer Pause der Ueberlegung „daß mir solche Widerwärtigkeiten begegnen werden. Ihr denkt vielleicht, daß ich nur so in den Brei hinein tappe, daß ich blos, weil ich ihn fliegen sehe den Vogel, zu fangen meine. Dann wäre ich ein Narr. Nein, Gottlob die Sache ist anders. Von Kindesbeinen an weiß ich, und bin aufs Ueberzeugendste davon vergewissert, daß ich zu etwas mehr, als zum Brodessen bestimmt bin. Während meine Mutter mit mir schwanger ging, träumte ihr drei Mal — merkt es wohl, drei Mal hintereinander — sie würde von einem Gerstenkorne entbunden, und dies verwandelte sich in eine Perle. Damals war hier im Dorfe eine weise Frau, der erzählte meine Mutter ihren Traum, damit sie ihn auslege. Die sagte ihr, sie werde ein Kind mit sonderbaren Gaben gebären, ein Wunderkind. Diese nämliche Frau sagte ihren eigenen Tod voraus, und er traf richtig ein. Als ich nun zur Welt kam, da war ich gleich so dik und fett, daß meine Mutter die Profezeiung der weisen Frau gar nicht mehr in Zweifel zog. Aber

wie ich größer wurde, da wollte jederman, und vornehmlich mein Vater, ein harter, unbilliger Mann, finden, ich sei eigentlich äußerst ungelehrig und ungeschikt, und ich hieß der dumme Jakob. Dies zog ich mir einmal an einem Abende zu Gemüthe, wollte das Hühnel, das meine Mutter mir heimlich gebraten hatte, nicht essen, und begann bitterlich zu weinen. Meine Mutter trat zu mir, und fragte: Jöbstchen, warum weinst du? Ach, schluchzte ich, weil die Leute sagen, daß ich so dumm bin. Damals hielt ich mich nämlich wirklich für dumm. Kind, versetzte meine Mutter, und putzte mir mit ihrem Saktuche die Nase, kehre dich nicht an die Leute. Ich weiß es wohl, daß dir die verwetterten krummen Dinger, die Buchstaben, nicht in den Kopf wollen. Was thuts? Als ich jung war, da überließ man das Buchstabiren den geistlichen Herren und denen, die es werden wollten, und die Welt ging nicht schlechter darum. Dein Vater berühmt sich, er habe in deinen Jahren schon gleich dem besten Gesellen ein Hufeisen aus dem Feuer schmieden können. Du kannst es freilich nicht, nun, daraus folgt, daß etwas Anderes, als ein gemeiner Grobschmied, in dir stekt. Hierauf erzählte sie mir haarklein Alles, was sich zwischen ihr und der weisen Frau zugetragen hatte, und suchte mich von der Wichtigkeit meiner Person zu überzeugen. Trotzig und verstokt, wie ich vom Weinen und Heulen war, kostete es ihr viele Mühe; endlich gelang es ihr, ich aß und trank, und legte mich schlafen. Das Ding brannte mir wie glühend' Eisen im Kopfe, ich hätte gar zu gern Etwas davon begriffen. Da ich aber nie ein Freund vom Grübeln gewesen bin, ließ ichs bald ruhen, und verließ mich, wie in hundert anderen Fällen, auf meine Mutter. Doch unterließ ich nicht, mich selbst an Leib und Seel' zu untersuchen, und meine Gaben für das Außerordentliche zu prüfen. Anfangs — noch jetzt muß ich über diese kindische Thorheit lachen — glaubte ich steif und fest, das ganze Wunder läge in meiner besonderen Fertigkeit, Buben, die mich verhöhnten, die Ohren zu zwiken. Wie ich vernünftiger wurde, und einen Bart bekam, hoffte ich auf Glük im Würfelspiele. Vielleicht, dachte ich später, kannst du Blinde sehend machen, aber sie blieben blind, wenn ich sie berührte. Mein Vater zwang mich, sein Handwerk zu erlernen, auch hab' ich nach seinem Tode die Schmiede übernommen, und ihr, wiewohl nicht ohne Widerwillen, seither vorgestanden. Ich muß bekennen, mein Glaube an die Weissagung ist in den letzten zehn Jahren etwas heruntergekommen; auch ist das wohl bei einem Manne, der die Fünfzig überschritten hat, ohne ein Titelchen von seiner geringsten Hoffnung erfüllt zu sehen, sehr natürlich. Aber als ich gestern Abend vom Goldmachen sprechen hörte, da gings mir plötzlich wie ein Licht auf, und" — Meister Jakob stokte, und sah Jürgen an. Jürgen stellte sich mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen vor

seinen angehenden Diszipulus hin, schaute ihm so lange kek und scharf in die Augen, bis er sie verwirrt niederschlug, und fragte ihn dann in so tiefem Basse, als er seinem Organe abzwingen konnte: Freund, Ihr habt Glauben, habt Ihr aber auch Geduld? „Nicht viel!" versezte Meister Jakob, rascher und bestimmter, als es Jürgen lieb war. „Und doch liegt zwischen Säen und Ernten lange Zeit!" bemerkte Jürgen. „Hier ist ja von Wunderthun die Rede!" entgegnete Meister Jakob. „Nicht doch!" erwiederte Jürgen mit finsterem Gesichte „es handelt sich hier blos um einen Blik ins Kochbuch der Natur, der freilich nicht jedem Auge verstattet ist. Kennen wir aber einmal die Art und Weise, so gewinnen wir den Erden auf dem nämlichen Wege das goldene Blut ab, wie der Bauer seinem Aker den Roggen oder den Weizen. Wenn Zauberei dazu gehörte, meint Ihr, der gottesfürchtigste unter den Königen, der König Salomo, hätte sich damit befaßt, von dem doch wel bekannt ist, daß ihm die Elemente unterworfen waren?" „Nun, nun" versezte Meister Jakob „hab ich für das bischen Essen und Trinken dreißig Jahre hinterm Ambosse ausgehalten, so — — — hier meine Hand, schlagt ein, und bleibt bei mir, statt den verfluchten Doktor, dessen Namen ich nicht behalten kann, aufzusuchen; ich verspreche Euch, die Zeit soll mir nicht zu lang' werden!" „Noch Eines!" sagte Jürgen, und zog seine Hand zurük. „Ihr müßt Euch, mögt Ihr nun unmittelbar mit mir operiren wollen, oder nicht, jedenfalls, wie ich selbst, drei schweren Bedingungen unterwerfen, denn sonst wären all' unsere Bemühungen umsonst. Ihr habt ein Weib, nichtwahr?" „Ja." „Ihr dürft Euch ihr um keinen Preis nähern!" „Das wird ihr nicht behagen." „Irgend eine Speise ist Euer Leibgericht?" „Nichts geht mir über gekochten Schinken mit Sauerkraut!" „Das Gericht darf, ja, es muß auf Eueren Tisch kommen, damit Ihr wirklich ein Opfer bringt!" Jürgen theilte nämlich, was Schinken und Sauerkraut betraf, Meister Jakobs soliden Geschmak, und stellte seine Bedingung darnach „aber Ihr dürft es nicht anrühren!" „Teufel!" „Ihr habt hitziges Blut, und haltet, man siehts Euch an, gewiß mehr vom Dazwischenschlagen, als von einem Prozesse. Aber Ihr dürft, wofern Ihr nicht blos Gold suchen, sondern Gold finden wollt, nicht so viel Galle in Euerer Brust beherbergen, wie eine Taube, nicht so viel wie eine Taube, ich wiederhol' es!" „An diesem Punkte, fürcht' ich" gab Meister Jakob kleinlaut zur Antwort „wird das ganze Vorhaben scheitern. Ich kenne mich, ich hab' Stunden gehabt, wo ich meinen eigenen Vater hätte todtschlagen können; aus einem Menschen, wie ich bin, wird nie eine Taube." „Nun" versezte Jürgen, der sich, um nicht Alles zu verlieren, hier nachgiebig bezeigen zu müssen glaubte „wenn Ihr den beiden anderen Bedingungen nur ganz getreu nachkommt, so läßt sich, falls Ihr das Unglük

haben solltet, die dritte einmal zu brechen, immer wieder helfen. Doch, soviel ist gewiß, jedes Aufbrausen, das Ihr euch zu Schulden kommen lass't, entfernt uns meilenweit wieder vom Ziele, dem wir uns ohnehin nur mit Hahnenschritten nähern können, und ließet Ihr euch wider Verhoffen zum Aeußersten, ich meine zum Prügeln, von Eurem Ungestüme fortreißen, so — —" „Darf ich" unterbrach Meister Jakob ihn „die Wuth an mir selbst auslassen? Darf ich mir, wenns in mir braus't und überläuft, Haare ausraufen? Darf ich mit der Stirne gegen die Wand rennen, und mir das Maul mit der Faust zerdreschen? Dies war von jeher mein Mittel, wenn ich meinem Widersacher nicht ans Kleid zu kommen wußte; da will ich von jetzt an denn immer denken, mein Feind sei auf den Mond geflüchtet!" „Ihr seid Herr über Euren Körper" versetzte Jürgen nach kurzem Besinnen „stellt mit ihm an, was Ihr wollt, Niemand hat Euch d'rein zu reden, wenn Ihr Euch nur nicht umbringt!" „Nun" sagte Meister Jakob, hoch aufathmend „so sind wir einig; begleitet mich denn, damit wir keine Zeit verlieren, unter mein Dach." Meister Jakob zündete die Pfeife, die ihm längst ausgegangen war, wieder an, und ging voraus. „Hatt' ich gestern Abend Recht mit meinem Plane, hatt' ich Ursache zu Freudensprüngen" flüsterte Jürgen seinem Gefährten zu, der verdutzt über Alles, was er gesehen und gehört hatte, wie im Traume neben ihm herging „sind das Bedingungen, die ein Mensch halten kann, und ist der Gimpel sie desungeachtet nicht eingegangen? Ich werde kochen und destilliren und filtriren, wie ichs noch vom Apotheker her verstehe, und wenn Kraut Kraut bleibt, so schreibt unser Mann es dem Umstande zu, daß er seinem Weibe schöngethan, oder hinter meinem Rüken Sauerkraut gegessen hat." „Und was das beste ist" fiel Hanns ein „gegen Prügel ist man gesichert; wenn er mit Einem von uns unzufrieden wird, ohrfeigt er sich selbst!" Unter der Thüre rief der Wirth, der den Horcher gemacht hatte, und den die unverschämte Prellerei, die er sich anspinnen sah, verdroß, den Meister Jakob an: „Ihr werdet doch kein Narr sein, Nachbar" sagte er ziemlich barsch „und Euch im Ernste mit den lügenhaften, zerlumpten Windbeuteln einlassen?" „Ich weiß es längst" versetzte Meister Jakob zornig „daß sich in diesem Neste jeder Esel für meinen Vormund hält, aber fegt getrost vor Eurer eigenen Thüre, ich bedarf Eueres Beistandes nicht. Ich habe so gut meine Leuchte im Kopfe, wie Andere, und merke es wohl, wenn ich betrogen werde. Leute, denen ich vertraue, verdienen, daß man ihnen vertraut, und was ihre zerrissenen Wämmser betrifft, so bin ich der Mann, der ihnen noch heute bessere auf den Leib schaffen kann!" Damit kehrte er dem wohlmeinenden Wirthe unwillig den Rüken, und faßte, um es ihm vollends deutlich zu machen, wie gut er seine Warnung zu würdigen wisse, Jürgen, gleich seinem vertrautesten Freunde,

unter den Arm. Meister Jakob gehörte zu denjenigen Leuten, die es nur dadurch, daß sie im eigentlichsten Verstande mit der Thüre ins Haus fallen, zu zeigen verstehen, daß sie Herr im Hause sind. Er erhob daher gleich beim Eintritte in das seinige ein mörderisches Geschrei nach Bier, Brod und Wurst, fluchte entsetzlich, und riß die Stubenthüre mit solchem Ungestüme auf, daß Babet, seine Tochter, ein junges, schönes Mädchen von siebenzehn Jahren, die eben heraustreten wollte, erschrekt zurükfuhr. „Hier herein, meine Freunde!" rief er seinen Begleitern zu „das Ding da wird für Alles, was wir brauchen, Sorge tragen — ei was, der Edelmann wohnt hier nicht, daß Ihr erst lange die Schuhe reinigen müßtet — setzt Euch nieder, da, hinter den Ofen — was Teufel! behaltet doch die Hüte auf dem Kopfe, ich will den meinigen nur mit der Wollmütze vertauschen, die ist wärmer; Pfeifen! alle Wetter, Pfeifen! Schlag' der Donner d'rein, wenn er will, da kommt ein verfluchter Gaul, den ich beschlagen muß — — lass't Euch die Zeit nicht lang werden, in einer Viertelstunde bin ich wieder hier, ich sehe, es fehlen nur die Vordereisen!" Brummend ging Meister Jakob hinaus, und zankte im Vorbeigehen mit Babet, die bald, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, mit frischem Biere, dem Vorläufer des Frühstükes, das sie gleich hinterher auftrug, hereintrat. Sie war freundlich gegen die wunderlichen Gäste, und ermunterte sie zum Essen und Trinken, doch geschah das in einem Tone, wie man Bettler zum Zulangen auffordert, und es half Jürgen wenig, daß er sein rechtes Bein über sein linkes schlug, Babet hatte das häßliche Loch im Beinkleide schon bemerkt. „Ein hübsches Dirnel, he?" sagte Hanns, sobald sie wieder in die Küche gegangen war. „Ich wollt', ich wär' kein so großer Lump" erwiederte Jürgen „und wenn ich mich morgen in Gold fassen ließe, es käme ihr nicht aus dem Sinne, wie ich heute eingezogen bin. Es ist doch wahr" setzte er, wie in Gedanken, hinzu „ein ordentlicher Wandel ist was werth." „Hier scheint Alles vollauf zu sein" fuhr Hanns fort, und seine großen, begehrlichen Augen streiften in der Stube wie Stoß- und Raubvögel „der Meister Jakob muß sich schon aufs Goldmachen verstehen!" Babet kam wieder herein; sie gab sich den Anschein, als wollte sie nachsehen, ob es auch an Etwas fehle, eigentlich aber kam sie, um die Schlüssel, die sie im Silberschrank hatte steken lassen, abzuziehen, und allerlei Kleinigkeiten auf die Seite zu schaffen. Jürgen, der jeglicher ihrer Bewegungen folgte, entging das nicht. „Warum issest und trinkst du nicht?" sagte Hanns, und kniff ihn in den Arm, auf den er, wohl unwillkürlich, den Kopf gestützt hatte. „Du hast Recht" versetzte er grimmig mit einem Blike auf Babet, die eben wieder hinausging „Essen und Trinken ist die Hauptsache, Alles Andere ist Narrentheiding!" Bald darauf trat ein ältliches, verwittertes Mütterchen, das aber troz der Brille und den grauen Haaren noch voll Leben und Regsamkeit zu sein schien, in die Stube. Die

Alte stieß nach dem ersten Blik auf uns're Freunde eine Art von unartikulirtem Laut aus, von dem sich schwer sagen läßt, ob er einem Gruß, einem Schrei oder einem Fluch am nächsten verwandt war; doch nahm Hanns ihn für einen Gruß und dankte höflich. Hundegeheul ließ sich vernehmen, Meister Jakob ließ den Hauspudel, der, sich dessen schon versehend, auf dem Flur listig an ihm vorüber schleichen wollte, durch einen Stoß, den er ihm in die Seite applizirte, seine Autorität fühlen; dann trat er mit Geräusch herein. „Hier, Frau, siehst Du zwei Männer," deklarirte er der Alten, „die von jetzt an Deine täglichen Haus- und Tischgenossen sind, und die Du ehren sollst, wie mich selbst. Richte ihnen eine Schlafkammer ein, und vor allen Dingen laß Babet hurtig zum Gevatter Schneider springen, er soll sich tummeln und das Maß nicht vergessen. Auch bringe von meinen Hemden und Unterjaken, was eben zur Hand ist, meine Freunde können vielleicht Gebrauch davon machen. Nicht ein solches Gesicht, Weib, Donner und Wetter, ich kann's nicht leiden, daß bei Dir immer der Nebel steigt, wenn er bei mir fällt. Ahnst Du denn gar nicht, welch' Heil uns heute widerfährt?" Wenige Tage verstrichen, da gingen Hanns und Jürgen wie neu geboren aus den Händen des Schneiders hervor, und wenn sich bei dem dürren Hanns die Metamorfose darauf beschränkte, daß er aufgehört hatte, eine Vogelscheuche zu sein, so war dagegen Jürgen wirklich ein Mensch geworden, und zeigte, daß er sich in ein ordentliches Wamms zu schiken wußte. Mittlerweile hatte Meister Jakob neben seiner Werkstatt für ein Laboratorium gesorgt; die Materialienhandlung im benachbarten Städtchen lieferte eine Masse Kräuter und chemische Stoffe, und der Schöpfungsprozeß, der kein Ende nehmen konnte, nahm einstweilen seinen Anfang.

Zweiter Akt

des dramatischen Gedichtes

Donna Maria de Molina

von Friedrich Halm.

Saal im königlichen Schlosse zu Toledo. Im Hintergrund der Haupteingang, links und rechts Seitenthüren; im Vordergrunde noch eine zweite kleinere Thür. Die Wände sind mit Ahnenbildern behangen; namentlich hängen derlei Bilder über der Haupt- und den beiden Seitenthüren; jenes über der Seitenthüre links ist das Bildniß König Sancho's. Im Vordergrunde links und rechts Tische und Stühle; auf jenem zur Linken Schreibgeräthe.

Erste Szene.

Donna Maria tritt mit Mendoza aus der Seitenthür links.

Donna Maria (auf der Schwelle in das verlassene Gemach zurükblikend).

Er schläft! Genesung blüht auf seinen Wangen,
Er ist gerettet!

Mendoza. Gott erhalt' den König!
Denn schlug auch Don Diego vor Leon
Die Schaaren der Infanten, bracht er auch
Gefangen Dir die schlimmen Gegner heim,
Und zwang auch später sein gewalt'ger Arm
Navarra und die Grafen de la Cerda,
Was frommt' es uns, hätt' Meister Aben Esra
Nicht vielerfahren und mit sich'rer Hand
Dies böse Fieber Deinem Kind verscheucht,
Des lieben Herrleins Leben uns erhalten!

Donna Maria. Gott war mit mir und meinem Kind, und möge
Noch ferner seine Huld uns schützen, denn
Noch droht Gefahr wohin ich blike! Hier
Erfüllt der Lara's, der Padilla's Bündniß
Mit Argwohn und Besorgniß mir die Seele,
Dort überschwemmt mir Aragoniens Heer
Des Reiches Marken —

Mendoza. Sorge nicht; die treuen
Caravajals gebieten Deiner Schaar
Und werfen sich, ein Damm, dem Feind entgegen!
Ich fürcht' nur die Infanten! Gabst Du auch
Die Freiheit schonend den Gefang'nen wieder,
Und schworen sie gleich Treue Deinem Kind,
Ich trau' nicht ihrer Treue; sie sind falsch!

Donna Maria. Für Don Enrique's Treue, denk' ich, bürgt
Für jetzt mir seine Habgier; denn die Hälfte
Der Beute ihm verheißend, wenn er siege,
Mit Heeresmacht entsandt' ich ihn, Entsatz
Zu bringen meiner Stadt Jaen, vor der
Granada's Völker feindlich drohend lagern;
Don Juan dagegen, der verschlossen, finster,
Im Schein der Demuth stolze Wünsche birgt,
Den halt' ich eisern fest in meiner Nähe,
Und sorgend, wie ein Raubthier, hüth' ich ihn! —
Der Rest sei Gott empfohlen! — Geh' nun hin

Und ruf' Ramon, den Kaufmann von Toledo,
Den Reichen, wie das Volk ihn nennt, mir her!
Ich will ihn sprechen —

Mendoza (zögernd). Herrin —

Donna Maria. Hast Du mir
Noch etwas zu berichten? — Sag's heraus!

Mendoza. Mir ward ein Schreiben, Königin — ein Schreiben
Von Don Diego —

Donna Maria. Wie! Von Don Diego!

Mendoza. Du weißt, wie unfreiwillig, schweren Herzens
Dein Jugendfreund aus diesen Mauern schied,
Zum Heer zu stoßen, das Dir am Duero
Die Grenze hüthet gegen Portugal;
Und war nicht Dein Befehl —

Donna Maria. Er mußte fort!

Mendoza. Zu Deinem Schutz, als Hüther Deines Knaben
Erwünscht, ja nöthig dacht' er hier zu sein;
Du aber, ob auch damals dort der Grenze
Kein Feind noch drohend nahte, Du befahlst
Ihm wiederholt zum Heer zu eilen —

Donna Maria. Ja,
So that ich und that Recht!

Mendoza. Er ging betrübt,
Um so betrübter, da mit jedem Tage
Du kälter Dich und fremder ihm bezeigtest!

Donna Maria. Das also ist der Inhalt seines Schreibens?
Er grollt mir, er beklagt sich —

Mendoza. Nein, er bittet,
Er fleht mich an, mit treuem Freundeswort,
Ihm Dein Vertrauen wieder zuzuwenden,
Um das Verläumdung, wähnt er, ihn gebracht;
Er klagt nicht, aber ich, ich, Königin —
Vergib das kühne Wort dem greisen Diener,
Der ihn, wie Dich, im Arm gewiegt — ich muß
Dich bei Dir selbst verklagen! — Durftest Du

Den Jugendfreund, den treuen Bundgenossen,
Den gottgesandten Retter Deines Kindes,
So kränkend tief verletzen, konntest Du
So feindlich hart, und mit so kaltem Herzen
Von Dir ihn stoßen —

Donna Maria (schmerzlich aufschreiend). Hart! mit kaltem Herzen! —
(Sie bedeckt das Gesicht mit den Händen; nach einer Pause)
Mendoza, höre; schreib' an Don Diego,
Um Lohn und Hoffnung, schreib' ihm, dient ein Knecht,
Ein Freund vertraut, es weiß ein Mann zu schweigen,
Und hält' er Wort, so hält' er's ganz und recht;
Die Antwort, schreib' ihm, hätt' ich Dir gegeben!
Dir aber, der mich bei mir selbst verklagt,
Der schnöden Undanks mich zu zeihen wagt,
Dir, alter Freund, Dir will ich es vergeben;
Kein Wort mehr! Geh, bescheid Ramon mir her! —
(Mendoza geht durch die Mittelthür ab.)

Zweite Szene.

Donna Maria (allein). Zur Ruhe, Herz, und sammelt euch, Gedanken!
Und kehrt auch nie des Lebens Mai zurük,
Uns blüht an ernster Mühe Dornenranken,
Uns blüht ja noch, wenn alle Blüthen sanken,
Der Pflichterfüllung blasses stilles Glük!
(Sie geht langsam in das Seitenzimmer rechts ab.)

Dritte Szene.

(Nach einer Pause öffnet der Infant **Don Juan** leise die Mittelthür und tritt behutsam herein.)

Don Juan. Still, Alles still hier! Wohl, die Zeit ist günstig!
Der Beſſ'rung, heißt es, geht das Kind entgegen,
Und d'rum kein Säumen und kein Zögern mehr!
Das Fieber hätte mir die Mühe sparen,
Die Krone leicht von seinem Haupt auf meines
Hinüber rüken können! Doch mir wirft
Des Glükes Laune keine Gaben zu,
Nur kekes Wagen hilft mir zum Gewinne,

Wohlan, so wag' ich denn! — Die Kön'gin zwar,
Verräth mich wieder tükisch das Geschik,
Die Kön'gin zwar wird nicht zum zweiten Mal,
Wie zu Leon dort, mir das Leben schenken! —
Gleichviel! Ich bin auf's Aeußerste gefaßt!
Muß Jeder doch zur Ruh' sich einmal streken;
Und leben, leben und nicht König sein
Ist schlimmer, als der Tod und seine Schreken!
Doch still, er kömmt, er ist es! — Schallt sein Schritt
So laut durch Gang und Halle — oder ist's
Mein schwellend Herz nur, das dem Ziele näher,
Ihm wilder, stürmischer entgegen pocht?

Vierte Szene.

Aben Esra, einen mit einem Dekel verschlossenen Becher in der Hand, tritt durch die Mittelthüre ein.

Inf. Don Juan. So kommst Du, kommst Du endlich, Aben Esra?
Du pflegtest, denk' ich, früher sonst dem König
Arznei zu reichen! Doch gleichviel! Jetzt bist
Du da und jetzt kein Säumen mehr! — Tritt näher,
Wir sind allein und sicher! Rede, bringst
Du jenen Trank?

Aben Esra. Durchlauchtigster Infant!
Ich bring' in diesem Becher einen Trank.

Inf. Don Juan. Denselben doch, von dem letzthin wir sprachen?
Ist's dieser hier? Und hilft er rasch und leicht
Hinüber, wie er soll und wie wir's brauchen?

Aben Esra. Derselbe, Herr, von dem letzthin wir sprachen?
Ihr meint den Trank hier? — Sprachen wir letzthin
Von diesem Trank?

Inf. Don Juan. Verräther! wie, Du wagst,
Wagst frech mir abzuläugnen, was noch gestern
In Deiner stillen Kammer wir besprachen?
Wo ist der Trank, den heute früh dem König
Zu reichen Du versprachst? Wo ist er? rede;
Ist's dieser hier?

Aben Esra. Dieser — Laßt den Becher erst
Bei Seit' mich stellen — dieser Trank hier — seht,
Er kann es sein, und kann's auch nicht sein, nämlich,
Der Trank, mein Prinz, von dem letzthin wir sprachen,
Er kann es sein! — Die Frage ist nur, ob
Er's ist. — Was meint Ihr, ist er's oder nicht?

Inf. Don Juan. Beim Pfuhl der Hölle! Jude, wagst Du frech
Mich zu verhöhnen? Oder schwinden Dir,
Von Angst verworren, Sinne und Gedanken?
Was kömmt Dich an? Was hast Du? Sprich! Am Ziel
Ist meine Langmuth! Wahrt der Becher dort
Den Trank, von dem wir sprachen, oder nicht?
Besinn' Dich d'rauf, eh' rächend meine Hand
Dir nach der Kehle langt, sie zuzuschnüren!

Aben Esra. Nicht doch! Erwürgen — Ihr erwürgt mich nicht!
Wer braute Euch so kräft'ge Kräutertränke,
Wer reichte sie dem König, wenn Ihr mich
Erwürgtet? — Ja, wenn erst mein Dienst gethan,
Dann möcht' es sein! — Jetzt gibt die Frucht noch Saft,
Jetzt wär's vom Uebel noch sie wegzuwerfen!
Und was mich ankömmt, Herr? Wie, wenn es Ekel,
Herzinn'ger Ekel wäre vor der Welt,
Dem großen Tollhaus, vor dem Possenspiel
Des Lebens, vor der Sonne, die uns leuchtet,
Der Erde, die uns trägt, den Wolken, die
Uns nicht ersäufen, wo doch uns're Thaten
Zum Himmel laut um eine Sündfluth schreien!
Wie, oder wenn es das Gelüste wäre,
Im Leben einmal als ein Prinz, als ein
Durchlauchtigster Infant mich zu gehaben,
Als Einen, der verspricht und kömmt's zum Halten
Sich erst besinnt: Was meint Ihr? That ich so?
Wir sprachen, sagt ihr — Sprachen wir davon? —

Was meint ihr, wenn es das Gelüste wäre,
Euch bettelnd um den Trank, der euch zum Thron
Verhelfen soll und mir vielleicht zum Galgen,
Euch hingestreckt vor mir im Staub zu sehen,
Den Prinzen knieend zu des Juden Füßen!

Inf. Don Juan (die Hand am Schwerte). Zu viel, zu viel! Beim Blute meiner Väter,
Das ist Dein Tod.

Aben Esra. Laßt steken, Herr, laßt steken!
Wenn Ihr gleich aufbraust und die Stirne furcht,
Bestünd' ich d'rauf — die Hand auf's Herz gelegt —
Ihr thätet's doch am Ende, knietet doch!
O wir sind Alle feil, Christ oder Jude,
Und prahlt ich gestern noch: Ich nicht! Ich nicht!
So kann ich's heute, heute doch nicht mehr! —
Genug, Infant, die Zeit verrinnt, zur Sache!
In jenem Becher, wisset, gährt ein Trank,
Ein Wundertrank für aufgeregte Nerven,
Denn er macht still, fürwahr ganz lautlos still. —

Inf. Don Juan. So hältst Du Wort und lösest Dein Versprechen?

Aben Esra. Ja mein durchlauchtigster Infant! Ihr habt
Mich fest, ich bin der Eure, bin bereit
Dem Sohn des Königs, der aus Niedrigkeit
Und Nacht und Dunkel mich empor gehoben,
Ich bin entschlossen, sag' ich, statt Arznei
Ihm Gift zu reichen, Gift —

Inf. Don Juan. Sprich leiser, leiser —

Aben Esra. Geflüstert, meint Ihr, schreit es nicht um Rache!
Doch das ist Eure Sache! Warum sollte,
Was Ihr beschließen dürft, ich Jude nicht
Vollbringen dürfen? — Habt Ihr meinem Volk
Die Lösung seiner Bande doch verheißen,
Und wollt es schirmen vor des Pöbels Haß,
Des Fluches Brandmahl uns vom Antlitz tilgen,

Und wollt' das reichste Gut, das köstlichste
Geschenk, den unentbehrlichsten Besitz
Des Menschen, der allein zum Menschen macht,
Wollt freien Glauben uns und gleiches Recht
Gewähren — War's nicht so? — War's nicht bedungen
Und zugesagt, als Lohn mir zugesagt?
Wie, oder dächtet Ihr etwa mit Gold,
Mit schnödem Gold für Gift mich abzufinden?
Für Gift, merkt wohl, für Gift! Gebt Antwort, redet!
Dort steht das Gift, wie steht's mit meinem Lohn?

Inf. Don Juan (sich scheu umblikend). Schweig', Unglükseliger! Kein Wort mehr.
schweig'!
Es soll Dir werden was bedungen war,
Bei Gott und Teufel, drei und vierfach werden!
Ich gebe Brief und Siegel Dir dafür,
Ich stell' Dir Pfand und Bürgschaft —

Aben Esra. Bürgschaft, Pfand!
Recht so, das ist's; das ist das Wort! Wir Juden
Verstehen uns auf's Pfänderleihen, Herr!
Und unter uns gesagt, ich hab' auch schon,
Ich habe Pfand und Bürgschaft — Euch, Euch selbst,
Für Eure Treue Euer Blut! — Ich meine
Die Bürgschaft, Herr, wär' gut! — Ihr lächelt? Ei,
Ihr meint wohl, wenn Ihr einmal König seid,
Dann wär's ein Spiel Euch nur, mich zu verderben!
Das weiß ich und das mögt Ihr; ist mein Haus
Doch wohl bestellt und meine Rächer leben;
Seid deß gewiß, sie leben! Tödtet mich,
Täuscht meines Volkes Hoffnung, und Ihr seid —
Ich schwör' Euch's zu beim Gotte meiner Väter —
Ihr seid gerichtet und ein todter Mann!
Und nun genug, ans Werk! — Wie, oder dünkt
Die Bürgschaft Euch zu kostbar, die Gefahr
Zu groß —

Inf. Don Juan. Ans Werk! Was säumst Du noch? Gefahr —
Die Krone will ich; wenn ich sie getragen,
So mag das Schiksal sie und mich zerschlagen,
Ich trug sie einmal, ich war König doch!
An's Werk denn, vorwärts —

Aben Esra. Recht, kein Säumen mehr!
Die Zeit verrinnt, ans Werk!

(Er schreitet auf den Tisch zu, auf dem der Becher steht, plötzlich innehaltend, halblaut für sich:)

Wenn nun der Knabe
Die Arme froh begrüßend mir wie sonst,
Entgegenstrekt und lächelnd — Nein, und wenn
Er lächelte wie Gottes Engel — Nein!
Drük' alle deine Stacheln mir ins Herz,
Schmach meines Volkes! Tretet um mich her
Ihr Bilder seines tausendjähr'gen Leidens,
Und härtet mir zu sprödem Stahl die Seele!
Dort steht der Trank, und Freiheit duftet uns
Aus seiner dunklen Fluth! — Er soll ihn nehmen!

(Den Becher vom Tisch nehmend, laut.)

Die Zeit ist günstig! Staatsgeschäfte halten
Die Königin von ihrem Knaben fern,
Und so mag's jetzt am Sichersten geschehen!
Ich will hinein. — Erwartet Ihr mich hier?

Inf. Don Juan. Erwarten, meinst Du? Dich erwarten — Nein!
Mich drükt das enge Haus, ich will in's Freie!
Auf Wiedersehen! Nimm der Stunde wahr,
Sie kehrt nicht wieder; zeig Dich rasch und fest
Und zähl' auf mich, Du darfst es, und — genug,
Leb' wohl, auf Wiedersehen —

(Er geht rasch durch den Haupteingang ab.)

Fünfte Szene.

Aben Esra (dem Forteilenden nachrufend). Wie, Infant,
Ihr wolltet — Er ist fort — Noch hör' ich rasch
Sich Thüren öffnen, schließen — Jetzt verhallt
Sein Schritt —

Gleichviel, ich will hinein! —

Noch nicht! —

(Er setzt den Becher auf den Tisch und bleibt gedankenvoll davor stehen.)

Es ist ein groß Gebot: Du sollst nicht tödten!
Und Jedem weht im Drange der Versuchung
Sein Nachhall mahnend wie mit Geisterstimmen
Aus seiner Kindheit frommen Tagen her!
Und er — er freilich mag der Warnung beben;
Mich aber treibt nicht eitle Herrschbegier,
Nicht schnöde Ehrsucht zu dem grausen Werke;
Kein Mord, ein Opfer ist's, das ich begehe,
Ein Opfer für die Freiheit meines Volkes!
Gott meiner Väter, eifrig strenger Gott,
Du forderst von mir dieses Kindes Leben,
Und reich' ich ihm in diesem Trank den Tod,
Dein Priester nur vollstrek ich Dein Gebot;
Du führst mich, Herr, ich darf nicht widerstreben!

(Im Begriff den Becher vom Tische wegzunehmen, plötzlich zusammenfahrend, und scheu um sich herblikend.)

Du lügst! Wer spricht da? Wer behauptet, daß
Ich lüge? —

War ich's selbst? War's Deine Stimme,
Wahrhaftes Herz, vor dem kein Blendwerk dauert,
Das, Kläger und Beklagter und Gericht
Zugleich, sich selbst verdammt und losspricht? — Oder

(Auf das Bild über der Seitenthüre links hinweisend.)

Sprach jenes Bild dort, König Sancho's Bild
Zu mir aus seinem Rahmen? Mahnst Du mich
An jenen Engpaß im Gebirg, in dem
Verschmachtend einst im Sande Du mich trafst,
Und labend mich mit milder Hand erquiktest?
Mir ist, als hört' ich Deiner Stimme Klang,
Als blitzte mir Dein Auge —

Bin ich toll?
Was starr' ich sinnverwirrt nach jenem Bilde?

Ich will, warum zugleich nicht wollen? — Weg
Mit diesem Wortgepräng' von Gottessendung,
Von heilig schweren Pflichten, weg damit!
Gott, Recht, Gewissen, Tugend sind nur Namen,
Was schmerzlich wir empfinden, das ist wirklich,
Was siegend wir erringen, das ist wahr!
Ihr nennt uns Hunde, speit uns in den Bart,
Wir, tollgeworden, tödten Euch dafür
Mit unserm Geifer! Das ist Recht; denn Macht,
Macht ist das einz'ge Recht der blut'gen Erde!
Daß Macht uns werde, muß der Knabe sterben,
Und wehre mir's Don Sancho, wenn er kann!

(Er schreitet mit dem Becher rasch auf die Seitenthüre links zu, und hat sie beinahe erreicht; da stürzt plötzlich das über der Thüre befestigte Bild König Sancho's mit lautem Geprassel und eine Staubwolke um sich her verbreitend, von der Wand nieder, und zwar so, daß es gerade vor der Thüre zu stehen kommt und ihre Schwelle zu betreten verhindert.)

Aben Esra (erschroken zurüktaumelnd). Gott sei mir gnädig! Gibt die Gruft zurük,
Was einmal sie verschlungen? — Ja, er ist's!
Von Nebelduft umwallt und Grabesschauer
Vertritt er mir den Weg zu seinem Kind.

Sechste Szene.

Aben Esra. Donna Maria.

Donna Maria (die gleich nach dem Falle des Bildes hastig aus der Seitenthüre rechts herausgetreten). Was geht hier vor? — Welch drohendes Geräusch —

Aben Esra (außer sich auf das Bild hinstarrend). Sein Auge brennt in meiner Seele! Gnade,
Mein königlicher Herr! Ich bin nicht schuldig;
Don Juan, Dein Bruder, hieß mich Deinem Knaben
Den Todestrank bereiten! — Gnade, Herr!
Erbarmen —

(Er sinkt auf die Kniee nieder.)

Donna Maria. Todestrank — Herr Gott im Himmel!
Gift! — Meinem Kinde Gift! — Verräther, sprich,

(Indem sie den Händen des Knieenden den Becher entwindet.)

Der Becher hier, enthält er Gift? — Gib Antwort!
Was starrst Du nach dem Bild dort? Mich blik' an
Und steh' mir Rede!

Aben Esra (sich langsam erhebend, mit dem Ausdruk des Stumpfsinnes).

Bild? Ein Bild! das Bild,
Das früher an der Wand dort — Ja, das war's;
Sein Bild nur war's und als es niederstürzte —
(Die Königin gewahr werdend.)
Weh' mir! Die Königin — Mein Becher! — Gib
Mir meinen Becher wieder —

Donna Maria. Diesen Becher?
Den Becher, den Don Juan für meinen Knaben
Verrätherisch mit Gift Dich füllen hieß?
Den Becher meinst Du —

Aben Esra. Gift! Wer darf das sagen? —
(sich sammelnd, mit Anstrengung)
Wer klagt mich an? — Ich kam, wie meine Pflicht,
Dem König, meinem Herrn, Arznei zu reichen!
Wer spricht von Gift? Wer wagt mich anzuklagen —

Donna Maria (die indessen den Becher rechts auf den Tisch hingestellt hat).
Verworfener, Du selbst! Du selbst verriethest,
Im Staub vor diesem Bilde hingestrekt,
Mir Deinen Vorsatz! Deine eigenen Worte
Verklagen, richten Dich —

Aben Esra (für sich). Ich bin verloren!
An jenem morschen Nagel hing mein Leben,
Und wie das Bild dort, fällt mein schuldig Haupt!

Donna Maria. Verstummst Du, Frevler, der den Labetrunk,
Den einst erbarmend ihm der Vater reichte,
Mit Gift, mit Gift an seinem Kind vergilt?
Treuloser Arzt, der tödtet, statt zu heilen!
Mensch, dem nichts heilig mehr; denn was ist heilig,
Wenn's nicht ein Kind in seiner Unschuld ist! —
Genug! — Gib Antwort, eh' dem Blutgericht
Dein schuldbeladen Haupt ich überlief're;
Sprich, war's Don Juan, der meinem Kinde Gift
Dich reichen hieß? —

Aben Esra (für sich). Du sträubst dich, trotzig Herz?
Du warst zu feigem Mord dir nicht zu gut,
Und wärst dir jetzt zu vornehm um zu läugnen?
Knie, Schurke, knie und lüge um dein Leben!
(Er sinkt auf die Kniee nieder.)

Donna Maria. Was knieest Du? Auf! Für dich ist kein Erbarmen!
Sprich, war's Don Juan, der dort den Gifttrank Dich
Bereiten ließ? Bekenne, rede!

Aben Esra (knieend). Gift!
Es ist nicht Gift! Ein Schlaftrunk ist es, stark
Genug in bleiern starren Todesschlaf
Zu wiegen, in das Innerste der Brust
Des Lebens warmen Hauch zurükzudrängen,
Doch nicht ihn auszulöschen, ihn zu tödten —

Donna Maria. Du lügst! Ein Schlaftrunk wär' es —

Aben Esra (wie oben). Der Infant
Bestürmte mich mit Drohungen und Bitten;
Auch Du, Du, sprach er, wünschest längst im Stillen
Des Knaben Tod, Dich wieder zu vermählen —

Donna Maria. Mir starrt das Blut im Herzen!
O unnatürlich grauenvolle Lüge!

Aben Esra (wie oben). Mit jedem Tage wuchs sein Ungestüm:
Mir sank der Muth, und Dir mißtrauend, faßte
Ich endlich den Entschluß, mich seinen Wünschen
Zum Schein zu fügen —

Donna Maria. Sprichst Du wahr? Zum Schein,
Zum Schein nur, sagst Du —

Aben Esra (wie oben). Statt des Giftes braute
Ich jenen Schlaftrunk, Alles vorbereitend,
Zur rechten Zeit Dein schlafbetäubtes Kind
Aus seinem Sarge heimlich wegzustehlen,
Und überlistend seines Oheims Grimm,
In treuer Freunde Obhut ihn zu retten!
Das war mein Wunsch, mein Ziel! Nun weißt Du Alles,
Und bin ich schuldig, so verdamme mich!
(Er wirft sich vor ihr auf sein Antlitz nieder).

Donna Maria (nach einer Pause für sich). Verdamm' ich ihn? Er läugnet seine Schuld;
Vertrau ich ihm? Wer bürgt für seine Treue?
Und der Infant — sein Anhang — seine Macht —
Zerschmetternd oder gar nicht muß ich ihn
Berühren; ihn vernichten oder schweigen!
Nur wenn sein eigenes Geständniß — Ja,
Das ist der Weg, und diesen will ich gehen!

(Zu Aben Esra, der noch immer das Antlitz verhüllt, zu ihren Füssen liegt).

Steh' auf, ich will es! Laß in Deinen Mienen
Mich prüfend lesen, ob Du Wahrheit sprachst. —
Ein Schlaftrunk, sagst Du, sei der Trank dort, wirke
Betäubend nur, nicht tödtend? Sagtest Du
Nicht so?

Aben Esra. So sagt' ich, Herrin, und so ist's,
Gewiß, so ist's! Unschädlich ist der Trank,
Und jetzt, da des Infanten Wort als Lüge,
Als thöricht meine Furcht, Dein Mutterherz
Als liebevoll und treu sich mir bewährte,
Jetzt ist er wohl auch unnütz ganz und gar,

(Mit einer Bewegung nach dem Tische, auf dem der Becher steht.)

Und so vergönn' mir als ein unnütz Ding
Ihn zu entfernen —

Donna Maria. Halt, nicht so! Du hast
Mißtrauend thöricht meiner Muttertreue
Der Werbung des Infanten dich ergeben,
Wenn auch zum Schein nur, du ergabst Dich doch,
Und wer nicht: Nein! sagt, sagt zur Hälfte: Ja!
Du hast Dich schwer vergangen, doch nicht härter
Als Du gesündigt, straf' ich Dich! Du wolltest
Zum Scheine morden, stirb dafür zum Schein —

Aben Esra. Wie, Königin —

Donna Maria. Leer' jenen Becher dort,
Und Deine Schuld ist Dir vergeben —

Aben Esra. Ich?
Den Trank dort — Wie, Du wolltest —

Donna Maria. Den Infanten
Mit Deines Todes Anschein schreken, tief
Im Mark der Seele ihn erschüttern — Ja
Das will ich! — Nimm und trink!

Aben Esra. Ich sollte — Wie,
Du könntest fordern — Und bedenkst Du nicht,
Der Trank ist kräftig, ist —

Donna Maria. Doch nicht zu kräftig?
Der Trank, den meinem Kinde Du bestimmt,
Doch nicht Dir reifem Mann, zu kräftig?
(Ihm den Becher hinreichend). Trink!

Aben Esra. Was siehst Du mich so finster drohend an?
Du meinst doch nicht, der Trank hier wäre — nicht
Ein Schlaftrunk —

Donna Maria. Mensch! Es steigen Wolken auf
In meiner Seele, hüth' Dich vor dem Blitz! —
Kein Wort mehr! — Zwei Minuten geb' ich Dir
Dann trinkst Du — oder endest unter'm Beile!

Aben Esra (für sich, während die Königin einige Male rasch vom Vordergrund der Bühne gegen den Hintergrund zu auf- und niedergeht, so daß sie Aben Esra von dem Tische rechts, auf dem der Becher steht, abscheidet).
Beil oder Gift! — Mir bleibt kein Ausweg mehr!
Mein Urtheil ist gesprochen, ich muß sterben! —
Mich friert und kalter Schweiß netzt meine Stirne!
Was bebst Du vor Dir selbst zurük Natur?
Ist Tod nicht dein Gesetz, warum dich sträuben?
Die Hoffnung deines Lebens ist dahin
So hab' den Muth zu wollen, was du mußt,
Stirb, Aben Esra! — Ob ein leichter Schatten
In's lichte Jenseits du hinüber schwebest,
Ob du betäubt in Nichts hinunter taumelst,
In Staub zerstäubst, im Hauch der Luft verwehst —
Gleichviel! Was komme auch, Eins wirst du doch,
Ein Jude doch, ein Jude nicht mehr sein! —
Im Tod ist Freiheit! — Aben Esra stirb!
(Er thut einige Schritte gegen den Tisch hin, auf dem der Becher steht).

Donna Maria (ihm entgegen tretend). Wohlan, bist Du entschlossen —

Aben Esra. Reiche mir
Den Becher, Königin!

Donna Maria (ihm den Becher hinreichend). Hier nimm und trink!

Aben Esra. Auf Dein und Deines Sohnes Wohlergehen!
(Ihr den leeren Becher zurükgebend.)
Es ist geschehen; forderst Du noch mehr?

Donna Maria (nach einer Pause, warm). Vergib mir, Aben Esra!
Ich that Dir Unrecht! Ich mißtraute Dir,
Und Du warst treu! Es war ein Prinz des Hauses,
Es war ein Christ, der meines Kindes Leben
Mit frevlem Mord bedroht, und Dich, Dich, einen
Des unglükseligen, geächteten,
Verhöhnten Volkes, Dich erbarmte sein.
Du Jude fühltest christlicher als Christen!
Wohlan, so sei erfüllt, was längst im Stillen
Mein Herz beschloß! Ich nehm' von Deinem Volke
Der Knechtschaft Bürde und des Fluches Last!
Fortan sollt frei Ihr Eures Glaubens pflegen,
Und Euer Zeugniß gelte vor Gericht
Wie das der Christen; nicht mehr Schmach und Hohn
Sollt rechtlos Ihr erfahren, Ihr seid mein,
Und meinen Mantel breit' ich über Euch.

Aben Esra. Wie, Königin —

Donna Maria. Still! Nichts von Dank! Ich will
Nichts hören!
(Auf die Tapetenthüre links im Vordergrund hinweisend.)
Folg' mir in die Erkerstube!
Dort sollst Du ruhen, dort soll schlafbetäubt
Als Leiche der Infant Dich finden; soll
Den Mörder statt des Opfers hingerafft,
Und offenkundig sein Verbrechen wähnen,
Und beugt nicht Reue ihm den starren Sinn,
So soll's die Furcht! Komm, sag ich, folge mir!
(Sie geht links durch die Tapetenthüre ab.)

Siebente Szene.

Aben Esra allein.

Aben Esra (ihr rasch nacheilend, dann aber innehaltend). Was war das? — Trübt
des Giftes Macht, das nagend
An meinem Marke zehrt, verwirrend mir
Die Sinne? — Nicht mehr Hohn und Schmach erfahren —
Frei uns'res Glaubens pflegen, vor Gericht
Gehör und Recht wie Andre finden — War's
Nicht so? — Und heißt das nicht — nicht mehr verworfen,
Nicht mehr ein Jude, gleich berechtigt, frei
Ein Mensch wie Andre sein? — Und dieses Glük,
Dies unschätzbare Glük, es war als Lohn
Für meine Treue mir bestimmt, dies Ziel
All meiner Wünsche lag so nah' vor mir,
Ein Schritt nur auf dem g'raden Weg der Pflicht
Ein Schritt nur vorwärts noch, so war's erreicht,
So faßt' ich's mit den Händen — — Ja, es ist
Ein Gott und Tugend ist kein hohler Schall,
Und Schuld kein leerer Namen! — Ja, sie sind!
Erlösung wollt' ich meinem Volk erwerben,
Und wählte des Verbrechens dunklen Pfad!
Ich Wahnbethörter! Fluch war meine Saat,
Und was — was konnt' ich ernten als Verderben! —

Achte Szene.

Aben Esra. Donna Maria.

Donna Maria (aus der Tapetenthüre hervortretend). Was säumst Du, Aben Esra? —

Aben Esra. Wehe mir!
War das des Herren Stimme, der mir rief?
Mir dunkelts vor den Augen! Glühend heiß
Wie Brand der Hölle dringt's zu meinem Herzen! —
Ich sinke, ich vergehe — Schone, Herr!
Laß dir genügen, daß ich deinen Segen
Zum Fluche mir wie meinem Volk verkehrt!
Erbarmen, fleh' ich; laß nicht meine Schuld,
Wie Gift den Leib, die Seele mir verderben. —

Donna Maria (die indessen entsetzt hinzugetreten.)

Gift — meine Ahnung, Gift! Er stirbt — Herbei,
Helft, rettet —
(Sie stürzt durch den Haupteingang ab.)

Neunte Szene.

Aben Esra allein.

Aben Esra (ohne ihrer gewahr zu werden) Keine Hilfe mehr! Ich sterbe —
Das ist die Freiheit, die mein Trank mir schafft! —
Weh' denen — die das Joch der Knechtschaft tragen —
Und dreimal wehe, wenn — sie es zerschlagen! —
Grimm wird ihr Muth — Verzweiflung ihr Entschluß —
Erbitt'rung wirft der Schuld — sie in die Arme —
Und schleudert sie, im Anlauf überschlagend —
Im Sturz' zerschmetternd — übers Ziel hinaus! —
Weh', wer — zum Fluch' gelebt — verflucht — verflucht —
Zu sterben, wie — er lebte. —
(Er sinkt zurük und stirbt.)

Zehnte Szene.

Aben Esra. Donna Maria von Mendoza begleitet, hastig wieder eintretend.

Donna Maria. O grauenvoller Anblik! Er ist todt!
(Sie verbirgt das Gesicht in den Händen, und wendet sich ab. Mendoza tritt hinzu; der Vorhang fällt rasch.)

Der erste Sonnenstrahl.

Ein Märchen von Andersen.

(Zum ersten Male übertragen.)

In einer sehr großen, schönen und reichen Stadt lebte ein armer Mann, und zwar so recht blutarm, wie man sagt, da er gar keinen Begriff davon hatte, wie die meisten Menschen es anfangen, daß sie reich, oder mindestens wohlhabend werden. Zwar arbeitete er unverdrossen vom frühen Morgen bis zum späten Abende, oft auch die Nacht hindurch, und alle Leute sagten, er sei ein tüchtiger Arbeiter, und lobten

seine Arbeit was sie konnten, dabei aber zahlten sie dem wakeren Arbeiter so wenig wie möglich für seine gute Arbeit, und gar Manche, die bei anderen Gelegenheiten das Geld zum Fenster hinauswarfen, ließen unseren Mann vergeblich um sein sauer verdientes Geld laufen und wieder laufen, und wurden am Ende wohl gar grob, daß der Arme um eine solche Kleinigkeit gelaufen kam. Ja, die reichen Leute hätten nur so arm sein sollen, wie Meister Fredrick, da wäre ihnen die Kleinigkeit nicht mehr so klein vorgekommen, besonders, wenn sie auch noch, wie Meister Fredrick, drei Kinder daheim gehabt hätten, die alle Morgen mit dem besten Appetite aufwachten, und vom Vater Alles und Alles erwarteten, denn ihre Mutter war todt, und der Vater liebte die Kinder zu sehr, um ihnen eine Stiefmutter zu geben.

Ueberhaupt liebte Meister Fredrick alle Menschen, und konnte gegen Keinen hart handeln, oder auch nur unfreundlich reden, und dafür waren die Menschen denn um so härter und unfreundlicher gegen ihn, und wo ihn hin und wieder Einer bemitleidete, daß er es mit allem Fleiße und allem Geschike nicht dahin bringen konnte, vor bitterer Sorge geschützt zu sein, da lachten die Anderen, und sprachen: Der dumme Kerl! warum läßt er sich Alles gefallen, und tritt nicht derb auf?! — In der Welt heißt es einmal: Wer nicht Hammer ist, muß Ambos sein! und: Beiß' du mich, sonst beiß' ich dich. Und wenn die Leute so geredet hatten, glaubten sie noch einmal so viel Recht zu haben, den armen Fredrick noch mehr zu drüken, und nicht selten, zu betrügen.

Fredrick aber beklagte sich niemals darüber; unverdrossen arbeitete er d'rauf los, und war froh und guter Dinge, wenn er nur täglich ein Geringes für seine Kinder mit nach Hause bringen konnte, daß sie wenigstens nicht ungesättigt zu Bette gehen durften, hatten sie auch oft den ganzen Tag über mit des Vaters gewisser Heimkehr am Abende sich vertrösten müssen, denn oft währte es wohl von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, ehe ein reicher, hartherziger Mann dem armen Fredrick den längstverdienten, kärglichen Lohn hinwarf.

Früh, noch bevor die Sonne aufging, erhob sich schon Meister Fredrick von seinem Lager, küßte seine noch sanft schlafenden Kinder, segnete sie, und verließ, nachdem er für jedes ein tüchtiges Stük Schwarzbrod — das Frühstük — zurükgelassen hatte, das Haus, um sich an seine Arbeit zu begeben.

Fredrick wohnte in einer weit entfernten Vorstadt, und während seines Ganges in die Stadt genoß er an heiteren Tagen das ewig schöne Schauspiel des Sonnenaufganges hinter den blauen Bergen, und so oft er den ersten Sonnenstrahl erblikte, schlug sein Herz freudig und froh, und er betete leise, aber innig das Gebet des

Herrn, was ihn allemal so kräftigte, daß er frisch und wohlgemuth seine Arbeit angriff, und wohl rascher, als viele Andere, damit zu Ende kam.

Die Sonne aber hatte, so schien es, den armen Fredrick lieb, denn selten nur verging ein Morgen, war auch der ganze übrige Tag trüb, daß bei ihrem Aufgange nicht mindestens einer ihrer Strahlen Fredricks Auge entzükte und sein Herz erquikte, und konnte gar kein Sonnenstrahl die düsteren, dichten Regenwolken durchdringen, so wußte doch Fredrick immer die Stelle, wo die Sonne eben am Himmel stand, nikte hinauf, und sprach: Du wirst schon wieder klar und freundlich bliken, immer kann es ja auch auf Erden kein Auge! und dann betete er, nicht minder innig, als schiene die Sonne noch so hell, und in seinem Herzen wars ja auch Sonnenschein, denn es war ein liebendes Menschenherz, ohne Falsch, Neid und Haß.

So lebte der arme Fredrick viele Jahre lang unter Mühen und Sorgen, aber glüklicher, als die meisten reichen Leute in der großen, reichen Stadt, denn kein Vorwurf quälte ihn im Wachen, kein böser Traum schrekte ihn empor aus dem süßen Schlummer, wie er den Gerechten wird, und wie viel Bitteres er oft von den Menschen erfahren hatte, sein Herz war nicht verbittert, denn seine Kinder liebten ihn, und waren brav und heiter, wie er selber.

Meister Fredrick war zu arm — im gewöhnlichen Sinne! — um eigentliche Freunde sich erwerben zu können, aber sogenannte gute Bekannte hatte er doch, und von diesen bekam er es oft zu hören, daß sein Leben, und wohl mit durch eigene Schuld, ein verfehltes sei.

Dann aber erhob sich der sonst so demüthige, schüchterne Mann, und sprach mit Zuversicht, indem sein Auge begeistert strahlte, und seine Stimme voller tönte, als gewöhnlich: Was redet Ihr von einem verfehlten Leben?! Es gibt kein solches! Das Leben des kleinsten Wurmes erfüllt die Bestimmung die ihm ward, und währte es nur einen Moment! Unser Wille ist frei, doch unsere Kraft ist beschränkt, und wohl uns, daß dem so ist, denn nur die wenigsten Menschen hegen den Willen, ihre Kraft dem Besten und Edelsten zu widmen! — und wenn ihn dann seine Bekannten höhnend fragten: Was wäre denn die Bestimmung des Lebens eines Menschen? dann versetzte Meister Fredrick lächelnd: Sehts an dem meinen, und zieht Euch die Lehre daraus.

Welche Lehre?

Eben die, daß jedes Menschen Leben lehren soll! Lehrt Euch nicht das meine, daß es nicht genügt, immer nur das Beste zu wollen und zu thun, wenn wirs nicht verstehen, demselben die gehörige Geltung bei unseren Mitmenschen zu verschaffen, lehrt

Euch nicht mein Leben, daß Verkennung, Nichtbeachtung des wahren Verdienstes, vergebliches Mühen und Schaffen und stete Sorge nicht ausreichen, um einen Menschen zu verbittern, kleinmüthig und unglüklich zu machen, wenn sein Herz rein, wenn er frei von Neid und Habsucht ist, und er redlich schafft, so viel er kann? Lehrt Euch mein Leben nicht, daß der Aermste glüklich sein kann, wenn er liebt, wenn er durchdrungen ist von dem höchsten Gedanken, der hoch über Zeit und Raum lebt und webt, wie jener große deutsche Dichter singt? *) Mein Leben wird meine Kinder lehren, was sie zu thun und zu meiden haben, wie michs das Leben meines Vaters lehrte. Nennt dieses Menschen Leben gut, jenes böse, Ihr mögt Recht haben! verfehlt ist keines.

„Der Fredrick ist ein Thor!“ riefen dann wohl seine Bekannten „was streiten wir uns mit ihm, mag er sich denn vergeblich abmühen, nach wie vor, und von dem ersten goldenen Sonnenstrahle zehren, so viel er Lust hat! er wird nicht fett davon werden.

Und das ist wahr, fett ist der Meister Fredrick bei seiner Filosofie nicht geworden, und als seine Töchter herangewachsen, brave, wohlhabende Männer heirateten, als sein Sohn es durch Fleiß, Rechtlichkeit und Klugheit schon früh dahin brachte, ein einträgliches Amt zu erhalten, und nun alle Leute meinten: Da kann sich der arme Fredrick doch in seinem Alter noch gütlich thun! da starb der Meister Fredrick, noch gar nicht eigentlich alt, nach kurzer Krankheit, und der erste Strahl der herrlich aufgehenden Sonne am heiligen Ostermorgen verklärte das Angesicht des Sterbenden, und als man ihn am vierten Tage in aller Frühe hinaus trug auf den Friedhof, fiel wieder auf den schlichten Sarg der erste Sonnenstrahl — ja! ich habe es schon gesagt, die Sonne muß diesen Menschen lieb gehabt haben.

Seinen Kindern ging es wohl, so lange sie lebten, und sie lebten lange. Der Alte hatte Recht gehabt, sein Leben war ihnen eine Lehre gewesen, gut zu sein, aber minder reich und demüthig, als er.

Der erste Sonnenstrahl ist schön! Es müssen aber alle zusammenwirken, sonst grünt und blüht und wächst nichts.

---

*) Der dänische Dichter meint hier offenbar die Stelle in Schillers „Worte des Glaubens“:

Und ein Gott ist! ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke. 2c.

Blumen-Ballade

von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Die Dämmerung sinkt auf's Gehege,
Kaum blinkt noch am Berge der Saum,
Da werden lebendig und rege
Die Blumen im schweigenden Raum.

Wie können im traulichen Düstern
Sie einmahl nun fröhnen der Lust,
Und schwatzen und plaudern und flüstern
So recht aus der innersten Brust.

Und schon auch erzählet die Rose
Den anderen Schwestern herum,
Wie Morgens ein Käferchen lose
Umschwärmt sie mit lautem Gesumm.

Und wie schon frohlokender Miene
Sich Sieger der Eitle gedeucht,
Hat plötzlich die Nachbarin Spinne
Den keken Gesellen verscheucht.

Erzählet darauf Georgine
Wie sie sich tagüber gehärmt,
Weil Fingerhut und Balsamine
Allein nur die Biene umschwärmt.

Die Tulpe mit herrischem Prunke
Ruft prahlend dem Kartenkraut zu,
Daß sie mit Kleinglökchen getrunken
Ein Smolis auf Du und Du.

Da flüstert zur Lilie drüben
Die schöne Hortensia:
Es hab' ihr Nachtfalter geschrieben:
Er stürbe vor Sehnsucht beinah.

Die Sonnenblume mit Schmähen
Berichtet nun ebenfalls,
Wie sie bei dem Sonnenwärtsdrehen
Verrenkt sich beinahe den Hals.

D'rauf klaget ein Knospenschätzchen,
Das kaum noch sein Kelchlein gelupft,
Es hab' ihm ein lüsternes Spätzchen
Ein Blättchen heruntergerupft.

Gestehet Stiefmütterchen leise
Der Raute, wie gestern im Hag
Sie habe, gehäbiger Weise,
Verschlafen den herrlichsten Tag.

Feldnelke, ergänzend den Babel,
Mit Schluchzen erzählt, daß im Korn
Des Nachts ihr den Storchenschnabel
Erschlagen der Rittersporn.

Schafgarbe darauf der Kamille
Vertraut als Geheimniß ganz sacht,
Daß sie eine neue Idylle
Auf alle das Treiben gemacht.

So plaudert vom Dunkel umflossen
Noch lange der duftige Flor,
Da strekt aus den Wolken verdrossen
Der Mond die Laterne hervor,

Und schmählet: „Na, werdet ihr schweigen,
Ihr plaudernden Mäuler umher?!"
Und, husch, alle Blumen sich neigen,
Spricht Keines ein Wörtchen mehr.

Literatur-Skizzen

Von Sigmund Engländer.

I.

Grabbe und Immermann.

Kürzlich wurde mir bei wiederholter Lektüre von Immermanns Skizze über Grabbe das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander wieder so recht peinlich klar. Man hat dieses Verhältniß so verkehrt und unreinlich dargestellt und über die Stellung, welche Beide zur deutschen Literatur einnehmen, ist schon so manche übertriebene und schiefe Ansicht laut geworden, daß ein leidenschaftloses Wort über sie nicht ganz überflüssig sein mag. Daß überhaupt zwei solche Menschen zusammen leben konnten, ja und nein! Wo haben sie sich berührt? Immermann, wenn er auch als Göthe's Golem in gewissem Sinne den Mittelpunkt seines Wesens außer sich trug, doch eine abgeschlossene, fein gebildete Natur und Grabbe lauter Trümmer, wenn auch von einem großartigen Gebäude, Fetzen, wenn auch von einem Purpurmantel! Mich verwirrte Grabbe Anfangs und machte mich stutzig; da ich ihn hinter mir hatte, erkannte ich erst ein grauenhaftes Spiel der Natur in ihm. Im Ganzen herrscht doch eine großartige, geniale Schwäche, eine Unbehülflichkeit, ein Stammeln der Natur bei ihm vor. Ich möchte wissen, was der klare, menschlich schön gebildete Göthe von ihm gesagt hat. Zu wundern ist, daß ihn die Mittelmäßigkeit nicht noch mehr vergoldet; diese liebt von jeher den Gott am meisten, wenn er zerstükelt und zerhakt ist, und an einem Marmorbilde fühlen sie nur das äußerlich Kalte und nicht die innerliche Gluth. Wer für das Runde, Abgeschlossene Sinn hat, stimmt in diesen Jubel nicht ein, wenn er auch die großartigen, starken Elemente in Grabbes Dichtercharakter nicht verkennt. In Gothland gab Grabbe sich echt und wahr; welch ein Zerrbild kam zum Vorschein. Gar kein Fundament, kein innerliches Wachsen und Reifen, keine wahre Dialektik der Charaktere; jähe Sprünge von Gegensatz zu Gegensatz in der Entwiklung, ein wilder Rausch von Gefühlen und Bildern, ein chaotisches, verrüktes Durcheinanderlaufen der Ideen, ein für ein sittlich gebildetes Gemüth nur kindisch erscheinender und ohne alle höhere Berechtigung auftretender Trotz gegen das Universum, wahrhaft geniale, tiefe Gedanken neben Hohlem und Aufgeblasenem, eine Mißgeburt mit einem übermäßig ausgebildeten Kopf und winzig kleinen Füßen. Wo liegt die Berechtigung zu Gothlands Gotteslästerungen, zu seinem Auflehnen gegen die sittlichen Mächte, was will er? Schlägt er nicht in blinder Wuth den Tisch, woran er sich gestoßen? Was kommt bei

der ganzen Dichtung heraus? Stürme die bloß entwurzeln, darf die Poesie nicht aufjagen, ein befruchtender Gedanke muß in der Versöhnung liegen. Bloße Criminaljustiz am Ende, wo dem Laster der Rüken gepeitscht und die verfolgte Unschuld mit Zukerwerk gefüttert wird, genügt auch nicht, wenn auch die meisten Dichter in diesem bloß richterlichen Verfahren schon eine poetische Versöhnung gegeben zu haben meinen und nicht bedenken, daß, wenn nicht ein Resultat, ein positiver Gedanke herauskommt, noch immer nicht in der Versöhnung der Grund liegt, weßhalb man überhaupt die Leidenschaften erregt habe. Und doch ist Grabbe in diesem Gedicht wie er wirklich war. Seine folgenden Werke sind im höheren Sinne des Wortes Lügen. Wie kann eine Natur, welcher selbst die Versöhnung und Einheit mangelt, in ihre Werke Versöhnung bringen wollen! Bei allen späteren Dichtungen wollte er an sich selbst corrigiren und brachte es dadurch nicht einmal zum dramatischen Rahmen. Ueberhaupt ist Grabbes Natur so desultorisch und unstät, daß er nie zur Formgebung gelangen konnte. Er suchte krampfhaft sich zu concentriren und trieb mit glüklichem Instinkt, weil er den Zusammenhang des sprachlichen Prozesses mit dem innersten geistigen Vorgang ahnen mochte, seinen sprachlichen Ausdruk in die Enge. Was ihm hier theilweise im Hannibal gelang, das rächte sich wieder an ihm von einer andern Seite, wo er von der Peripherie nicht wegkommen konnte. So konnte er z. B. den glüklich aufgefaßten historischen Gegensatz zwischen Charakter und Zeitverhältnissen, welchen Hannibal in seiner Krämerrepublik bietet, innerlich gar nicht zur Aeußerung bringen. Ebenso fehlt alle wahre Vermischung und Durchdringung in „Faust und Don Juan“, wo auch auf die Tiefe nur hingedeutet, aber nicht in sie hinabgestiegen wird. „Marius und Sulla“ mußte ein Torso bleiben. „Scherz, Ernst, Humor und tiefere Bedeutung“ läßt ahnen, daß Grabbe an den dialogisirten lustigen Anekdoten, welche man Lustspiel zu nennen beliebt, kein Gefallen gefunden und erkannt habe, daß die höhere Kunstform der Komödie, welche den tiefsten Weltgehalt zu umfassen vermag, noch zu finden sei, ohne daß man nöthig habe, die Aristophanische Form der Komödie, welche viel zu enge und selbst in dieser nationalen Beschränktheit zu dürftig und formlos gewesen, zu erneuern. Aber theils widerspricht der Weihrauchqualm, den er Molieren zukommen läßt, theils ist diese Komödie doch nur eine Repetition der Tiek'schen Ironie im gestiefelten Kater, und so phantastisch verkehrt Alles erscheint, so erregt es doch in der Pupille kein gerades Bild. Auf einer andern Seite wieder verwechselt Grabbe die schwere Wucht des geschichtlichen Ereignisses mit dem echten poetischen Gehalt. Er begeistert sich für die Hohenstaufen, wo nicht die Idee in einem Conflikt erscheint, sondern nur physisch starke und regsame, unedle Habsucht und Eifersucht einen leeren Wirbel erregt und alle

volksthümliche Grundlage mangelt. Immermann bewundert seine „Hundert Tage.„ Ist dies im Sinne von grandiosen Partikularitäten gemeint, so könnte nur ein Blinder widersprechen. Ein Geist der Größe taucht bei ihm überall und auch hier an vielen einzelnen Stellen empor, aber von einem wahrhaft dramatischen Leben, wo der Strom mit rastlos in einander übergehenden Wellenschlägen immer gewaltiger anschwillt und dann wieder in seine Form zurükgedrängt wird, ist keine Rede. Bei ihm herrscht mehr Grimasse als wahre Leidenschaft. Ueberhaupt mangelt es Grabbe'n an der wahren dramatischen Darstellung; seine Gruppen gefrieren ihm und werden statuarisch, man sieht die Zeiger, aber nicht das Getriebe des Räderwerks. Vom klaren, reinen Geist der Schönheit hat Grabbe nie einen Kuß erhalten; der rechte Gedanke des Lebens war nicht in ihm. Er mußte sich auflösen, wo er sich verdichten wollte; wäre er nicht gestorben, so hätte er sich ermorden müssen. Seine Dichtungen gehören zu seiner Krankheitsgeschichte und nur der gemeine Blik vermag oft nicht einzusehen, daß die größte Kraft der Fieberhitze doch bloß Schwäche sei. Dieser Dichter, welcher in den Formen der Gesellschaft und des Lebens keinen Haltpunkt finden konnte, näherte sich in den letzten Jahren seines Lebens, wo alles weitere Dichten bei ihm im Grunde schon überflüssig war, und er sich nur wiederholen konnte und in die Brüche gehen mußte, dem strengen nach Maß und Grazie ringendem Dichter in Düsseldorf. Immermann hat den tiefsten Gedanken seines Lebens in den „Epigonen" ausgedrükt. Daß in der Anlage und in den Charakteren dieses Buches ein Wiederklang der Form und der Figuren Wilhelm Meisters herrscht, wird für Jenen, der die tragische Idee des Ganzen faßt, nur einen neuen Reiz abgeben, gleichviel, ob die Absicht Immermanns hiebei thätig gewesen oder nicht. Es gehört zum Epigonenthum, welches der Dichter darstellt, daß auch das Buch selbst nicht ganz selbstständig und eigen, sondern als Nachgeburt des größten Geistes der Deutschen auftritt. Seinen Dramen mangelt es zwar an der höheren Nothwendigkeit und Berechtigung, sie könnten aus der Literatur weggestrichen werden, ohne daß eine Lüke entstände, weil keine Vorbereitung zu einer Erweiterung des Gehaltes oder einer Verengerung der Form in ihnen liegt. Verläßt man aber diesen Standpunkt und tritt in dieselben hinein, so fühlt man die Athemzüge eines echten Dichters. Er weiß in Liebesscenen eben so viele Zartheit und Innigkeit auszudrüken als er, wo es gilt, Leidenschaften darzustellen, das wirre Stammeln der Gefühle, die sich bäumende wilde Kraft, das Zusammenfließen alles Großen und Gemeinen zur Anschauung bringen kann. Wo er es zur Gestaltung bringt, tritt dem Leser wahre Größe entgegen; eine reinliche, schöne Natur blikt uns allenthalben an. Der Tod machte sein Leben unvollständig; nachdem er einmal die Epigonen hinter sich hatte, würde er mit einer grö-

ßern Eigenthümlichkeit und Frische aufgetreten sein. Sein Münchhausen ist in vielfacher Beziehung, wenn auch der Ring nicht schließt und der komische Theil nicht tiefgreifend genug ist, ein originales Meisterstük und überrascht durch eine keke Sicherheit der Charakteristik und einer Neuheit der Erfindung, wo namentlich der Dorfschulze den ganzen Auerbach und die neueste Volksnovellistik in sich schließt. Daß diese beiden Naturen sich nicht anziehen konnten, ist klar. Immermann wurde immer gesunder und Grabbe war schon halb verwittert, wie sie mit einander zusammentrafen. Grabbe versank immer mehr in Unflath, welchen gemeine Köpfe so gern als den wahren Aufenthalt des Genies ausgeben mögen, und mußte zulezt die Vernichtung, zu der ihn seine formlose Natur trieb, durch Spirituose besschleunigen. Immermann that, was er thun konnte, um dem Verkehr zwischen ihnen eine gebildete geistige Form zu geben, scheiterte aber an den Unformen Grabbe's, von denen die rohesten Auswüchse noch gar nicht durch den Druk bekannt geworden sind, sondern sich nur durch Tradition fortpflanzen. Der Vorwurf, er habe Grabbe'n des Gelderwerbs halber wollen abschreiben lassen, ist durch den mitgetheilten Briefwechsel Grabbe's schon längst widerlegt. Dieser kurze Briefwechsel läßt, nebenher bemerkt, einen grauenhaften Blik in die innerliche Zerstörung und Unordnung Grabbe's thun. Die ganze tolle, zerworfene Wirthschaft seiner Seele liegt für den, welcher Augen hat, offen in diesen hingeschleuderten Briefchen mit ihren zehnfachen Postskripten und eingeschachtelten Perioden. Wessen Naturell es liebt sich zu verstecken, fühlt bei einer solchen Gelegenheit peinlich, wie ein Briefwechsel Einem das Hemd ausziehe und wie jedes Zettelchen, ja schon die bloßen Schriftzüge Verräther und Stekbriefe unseres Innern seien. Der blöde Mißverstand hat Immermann auch daraus einen Vorwurf gemacht, daß er seine Stellung zum Düsseldorfer Theater nicht dazu benuzte, Grabbe auf die Bühne zu bringen, ihn, der weder Mittelpunkt noch Radien besizt und ein Haus auf die Weise erbaut, daß er ein Zimmer an das andere mit Striken und Eisen befestiget, so daß, wenn man diese wegnimmt, der ganze Bau zerfällt.

II.

König Renés Tochter

Lyrisches Drama von H. Hertz.

Das Aergste ist nicht die Poesielosigkeit, denn ihr gegenüber braucht man blos durchzustreichen oder „Nein" zu schütteln; das Aergste ist der poetische Anstrich, die hohle Nuß, welche vergoldet ist, die Schwebe zwischen der Schöpfung und dem Chaos

Dieses leidige Mittelgut, welches die Heerstraße der Literatur bevölkert, wird immer in populärem Verständnisse und in der allgemeinen Liebe am höchsten stehen, denn dem echten Kunstwerke gegenüber kann nirgends Bresche geschlagen werden, und man muß es ganz verdauen oder gar nicht; die unvollendet gebliebene Dichtung hingegen läßt bald dieses, bald jenes Element einseitig hervortreten, und leider ist es nicht das Harmonische, sondern das Einseitige, was allgemein gefällt. Man kann solchen elementaren Werken gegenüber kein entschiedenes Urtheil fällen, ohne irgend einen Keim todt zu treten oder irgend einen Funken zu erstiken; denn auf Funken und Keime läuft alles poetische Verdienst bei dichterischen Schöpfungen dieser Art hinaus, und die Kritik muß hier den Muth haben, die kranke Wurzel gänzlich auszureißen, wenn auch hie und da am Baume eine rothe Frucht oder ein gesundes Zweiglein sich zeigt.

Alle diese Bemerkungen wurden nur als Leichenbitter vorausgeschikt, da es nicht anders geht, als die ganze Schärfe des kritischen Schwertes gegen vorliegende Dichtung zu wenden. Ich würde gerne dies oder jenes Körnlein aufklauben, aber man hat dem Verfasser unverdiente Lorbeerkränze gewunden, und nichts ist ärger als eine unverdiente Unsterblichkeit, denn sie schändet die wahren Unsterblichen und verpestet das öffentliche Urtheil. Beinahe bin ich in Verlegenheit, wo ich einhauen soll, man kann gegen manche Dichtung von so vielen Stellen einen Anlauf nehmen, daß man oft deßwegen einen Umweg einschlägt. Doch ich glaube, indem ich den Kern und Grund des dramatischen Vorganges betrachte, am besten zum Ziele zu gelangen. Ohnehin bewaffnet sich der Dichter gegen diese Art des Angriffes mit dem im Grunde sinnlosen Titel: „Lyrisches Drama.“

Das Drama ist zum Theile auch deswegen die Spitze aller Kunst, weil in ihm alle poetischen Elemente zusammenfließen. Die Lyrik leiht ihm die Empfindung, von der Epik kommt ihm die Begebenheit, vom Verstande die Form, und Alles steigert sich in ihm zur That. Die That ist also Ausgangspunkt und Ende des Dramas, auf sie deutet schon sein Name hin, und der dramatische Prozeß ist nur soweit dramatisch, als er die That vorbereitet und entzündet. Am meisten widerstrebt dem Begriffe des Dramas die bloße Empfindung, so häufig sie auch als Surrogat gebraucht wird; denn die wesentlichste Eigenthümlichkeit des dramatischen Geistes ist die Härte und Bestimmtheit, und selbst wenn die Empfindung zur Gestaltung gebracht wird, so ist sie doch von einem anderen Standpunkte aus zu verwerfen, weil sie stets fruchtlos bleibt. Alle höhere Kunst führt nämlich zum positiven Resultate, und insofern die lyrische Form zur reinen Kunst gehört, so muß auch das lyrische Kunstwerk auf irgend eine Weise zur Spitze auslaufen. Aber im Begriffe des Lyrischen liegt eine gewisse naive Resultatlosigkeit, und jeden-

falls kann mindestens die echte und wahre Lyrik, wobei von Reflexionsgedichten abgesehen wird, nie die Idee in ihren höheren Kreisen erreichen, wie es dem Drama ziemt. Ist daher bloß Empfindung die Basis eines Drama's, so knikt es vor ideeller Leere zusammen, und weil die That, wenn sie aus der bloßen Empfindung emporsprießt, nie die Herbe und Stärke besitzen kann, welche dem Drama in jeder einzelnen Fase eigen sein muß, so ist ein Drama, das nur auf Empfindung beruht, stets an dem Grenzpunkte des Verfaulenden oder mindestens des Gezierten. Auch kann, wenn Empfindung das Triebrad des Dramas wird, aus diesem Motive nie die Leidenschaft, welche die wahre Luft des Dramas ist, tief und brennend erregt und das Leben nicht in seinen letzten Geheimnissen ergriffen werden. Weis't man daher nach, daß die einzige Wurzel irgend einer dramatischen Dichtung die Empfindung sei, so hat man ihren Lebensnerv entzwei geschnitten. Bei „König Renés Tochter" ist dies der Fall. Schon der Titel gibt es zu; aber auch nur der flüchtigste Blik auf die Handlung zeigt, daß hier von dramatischem Thuen nichts vorkomme und Alles auf die krankhafte Höhe eines Gefühls hinauslaufe, wobei nachzuweisen ist, daß diesem Stüke nicht nur das wahre Wesen des Dramas mangle, sondern auch das ganze Werk von einem Wurme angefressen sei und ein echtes Bild der kranken, hohläugigen Pseudo-Poesie biete.

König René hat sein Kind Jolantha kurz nach der Geburt mit dem Grafen Tristan von Vaudemont verlobt. Nun kommt das durch und durch unmotivirte Faktum, welches die ganze Handlung wie in einem Ei enthält und ausbrütet. Im Schlosse des Königs bricht ein Brand los, das Zimmer, wo sich das kleine königliche Kind Jolantha befindet, beginnt zu brennen, und man weiß es nicht anders zu retten, als daß man unten Betten ausbreitet und das Kind hinabwirft. Wir wollen nicht fragen, wie sich Diejenigen gerettet haben, welche es hinabgeworfen haben, und warum sie nicht das Kind mit sich nahmen, sondern blos auf die Folgen dieses Wurfes sehen. Jolantha bricht etwa ein Bein? Oder bleibt todt am Platz? Das wäre eine natürliche Folge. Nein, sie wird blind. Also schlägt sie sich doch die Augen aus? Bewahre, die Augen bleiben ganz unversehrt und sie wird blind. Dies läuft aller Möglichkeit schnurgerade entgegen, und könnte bis ins Lächerliche gezogen werden. Und dies um so mehr, als sich später zeigt, daß diese Blindheit noch dazu heilbar sei. Doch weiter! König René läßt sein Kind in einem abgesperrten Thale erziehen, und wie das Stük beginnt, ist Jolantha schon eine blühende Jungfrau und weiß kein Wort davon, daß sie blind sei. Auch dieses Motiv der Handlung entfernt sich von aller Realität; ein Mensch, der schon sehend war, kann selbst wenn es wirklich möglich wäre, daß die ihm umgebenden Personen durch eine so lange Reihe von Jahren sich jedes Ausdrukes, der an Sehen mahnt, enthalten,

nie so ganz und gar darauf vergessen, daß es ein Licht in der Welt gäbe. Jolantha lebt nun in einem Thale, wo ihr der König ein stattliches Haus mit einem großen Garten bauen ließ, ohne daß außer ihren beiden alten Erziehern irgend ein Fremder um sie weilt, noch sie Jemand besucht, mit Ausnahme des Königs und des Arztes Ebn Jahia. Welch' eine Lächerlichkeit liegt wieder in dieser Grundlage der Handlung! Daß man sich gänzlich absperren könne, gebe ich zu, aber daß dies so weit gehen könne, daß gar Niemand in der Umgebung etwas von diesem großartigen Schlosse und dem Garten gewahr werde, da doch Jeder, der vom Berg in's Thal herabblikt, Haus und Garten, oder wenigstens die Mauer, welche das Ganze umgibt, wahrnehmen muß, ist durchaus unhaltbar. Und dennoch gesteht Jauffred, von dem doch gesagt wird, daß er in der Nachbarschaft wohne, und in der Gegend sehr wohl bekannt sei, er habe nie etwas von dieser sonderbaren Welt vernommen! Und im Verlaufe so vieler Jahre hätte es doch einmal geschehen können.

Beim Beginne der Handlung kommt ein Bote, der eigentlich gar nichts zu melden hat; denn, daß der König Jolanthens Wächter sagen läßt, er werde an diesem Tage kommen, da er doch sehr häufig kommt, und doch ein König sich nicht bei seinem Diener melden läßt, ist offenbar Nichts oder vielmehr ist bloß ein kümmerlicher Behelf der Exposition. Dazu kommt noch, daß der König seinem Boten von dem Geheimnisse, das er jahrelang so ängstlich vor der ganzen Welt verborgen hat, beinahe kein Wort sagt, und nicht seinen gewöhnlichen Boten absendet. Welch' eine dürftige Art zu exponiren; nun muß dem Boten erzählt werden, um was es sich handle, damit nur der Zuschauer es erfahre. Jezt wissen wir es, Jolantha ist blind und weiß nichts davon. Wir sollen bald noch Seltsameres erfahren. Der König und der Arzt kommen. Der leztere hat beim Beginne der Erblindung schon vorausgesagt, daß Jolantha entweder an dem heutigen Tage ihr Augenlicht wieder gewinnen oder stets blind bleibe. Wie sehr sträubt sich alle Wirklichkeit gegen eine solche Voraussage! Der gewöhnlichste Menschenverstand muß das Unmögliche, ja das Lächerliche derselben einsehen. Man wende nicht ein, es durchziehe ein phantastischer Hauch das Ganze, und die strengen Bedingungen der Wirklichkeit seien dem Phantastischen gegenüber, ohne trokene, prosaische Dürre nicht geltend zu machen. Allerdings muß auch das Phantastische, soweit es sich auf das Reale stützt und mit ihm zusammenhängt, sich durchgehends dessen Gesetzen fügen. Es ist dem Phantastischen erlaubt, irgend einen Punkt, ja mehrere zu verrücken, aber innerhalb des neuen Kreises darf der Dichter sich nichts mehr schenken lassen, sondern durch äußere Widerspruchlosigkeit Alles erobern. Auch hat der Dichter den Arzt durchaus nicht zum Zauberer gemacht, wenn gleich sein magnetisches Ver-

fahren ihn bei Jolanthens Erziehern in den Geruch der Zauberei bringt. Dr. L. A. Frankl hat in seiner Kritik dieses Stückes, um dieser Vorhersage eine reale Geltung zu verschaffen, sich verleiten lassen, die Blutbewegung, welche in dieser Zeit bei Jolanthens erwachtem Geschlechtsleben vorgehe, als Motiv einer poetischen Gliederung herbeizuziehen, und sprach von „einer Blutwelle, welche nach abwärts gleite und die Dunkelheit vom Auge abziehe." Aber uns scheint diese Deutung, je richtiger sie sich vom physiologischen Standpunkte eruiren ließe, vom poetischen Gesichtspunkte betrachtet widrig, und hat der Dichter wirklich daran gedacht, so hat er in ein Gedicht, das nach seiner Absicht voll Duft und Zartheit werden sollte, ein rohes, cynisches und prosaisches Motiv gebracht. Doch wir wollen weiter gehen. Ebn Jahia verlangt vom Könige als nothwendige Bedingung der Heilung, daß Jolantha ihre Blindheit erfahre. Wir werden in den ganzen gelehrten Plan der Heilung versetzt und mit dem Grunde dieser Forderung bekannt gemacht; für angehende Therapeuten eine sehr interessante Szene, sonst jedoch trotz all' der vollmauligen Rhetorik, zu welcher der König sich aufbläst, poetisch bedeutungslos. Damit nun die Handlung weiter fortgehen könne, müssen Arzt und König fortgehen. Dies geschieht denn auch, so sehr es ungereimt ist, daß der Arzt und der Vater an diesem Tage Jolanthen verlassen und in's Kloster gehen, wo sie gar nichts zu thun haben. Doch dieses genügt noch nicht. Auch Bertrand und Martha, Jolanthens Zieheltern, gehen fort. „Am Felde gibt es viel zu thun." Sind denn Bertrand und Martha, die in königlicher Pracht wohnen und ein Königskind bewachen und erziehen, Bauern? Und was haben sie denn gerade jetzt, wo der König hier ist und ihrer leicht bedürfen kann, auf dem Felde zu thun? Doch mögen auch sie gehen. Es wird doch irgend jemand bleiben? Nein, wie sich später zeigt, kein einziger Diener, kein Hund, keine Katze, Niemand bleibt, als Jolantha, und diese schläft. Schläft? Ja, dies liegt im Heilungsplane des Arztes. Durch einen magnetischen Wunderstein muß Jolantha alle Tage eine Stunde in Schlaf versetzt werden. Ein seltsamer Schlaf, und um so seltsamer, als sie gleich erwacht, wenn man den Stein von ihr wegnimmt. Der Leser frage nicht, wozu dieser Schlaf diene, er sage nicht altklug: Wie kommt dieser Schlaf zur Heilung der Blindheit, wozu ein zweimaliger Schlaf in einem einaktigen Stüke? Mußte doch schon so Vieles geschehen, um den nun auftretenden Personen die Möglichkeit zu erringen, aufzutreten, warum nicht auch ein Schlaf? Was ist unschuldiger, als ein Schlaf? Doch selbst dieser genügt nicht. Der König muß bei seinem Weggehen die Thüre, welche sonst so viele Jahre mit der übertriebensten Sorgfalt geschlossen blieb, offen lassen. Nun, er läuft in Aerger über die Forderung des Arztes diesem ins Kloster nach, und da

wollen wir es ihm übersehen, daß er die Thüre zu schließen vergißt, ja, vielleicht ärgert er sich nur deshalb, um daran vergessen zu können. Denn bald darauf kommt er ja besänftigt zurük und gibt dem Arzte in seiner Forderung Recht. Also, der König vergißt zu schließen. Doch Bertrand und Martha sehen ihm nach und bemerken auch nicht, daß die Thüre offen blieb. Nun gehen auch sie weg, wie schon oben bemerkt wurde. Wie, und sie probiren nicht einmal, ob die Thüre versperrt sei? Sie verlassen einen königlichen Pallast, einen Garten voller Früchte, ohne alle zurükbleibende Dienerschaft und sehen nicht nach, ob gehörig zugesperrt sei? Noch mehr, die schöne, wunderschöne Tochter liegt im offenen Zimmer im tiefsten magnetischen Schlummer; im Lande streifen lauter galante Ritter herum, und sie gehen weg und probiren nicht einmal an der Thüre? Ei, ei, das sind schlechte Wächter einer schönen, blinden Königstochter!

Sie gehen, und knapp nach ihnen treten Tristan und Jauffred auf. Also darunter Jolanthens bestimmter Bräutigam. Der Zufall hat allerdings eine Stelle im Drama, und Rötscher, der erst kürzlich eine äußerst gediegene Abhandlung über diesen Punkt in seinen trefflichen höchst empfehlenswerthen „Jahrbüchern" lieferte, hätte sogar noch weiter nachweisen können, daß der Zufall um die volle Totalität des Lebens, welches das Drama darstellt, zu erschöpfen, und seine sinnliche Fülle zu erweitern, dem Drama sogar nothwendig sei. Auch in diesem Schauspiel war es daher nothwendig, daß Jemand durch einen Zufall zu des Königs Tochter, welche er von allem Leben absperren zu können meint, komme. Das war um so nothwendiger, als dadurch eine tragische Ironie, welche allein Gleichgewicht in ein poetisches Werk bringt, in dasselbe gelangt. Allein, daß von allen Menschen der Erde gerade Tristan, gerade der Mann, welcher Jolanthen verlobt ist, hereinkommt, dies macht die ganze Sache zu einem Theaterstreich.

Noch mehr wird dies sichtbar, wenn man darauf hinmerkt, wie sie eigentlich zu der verborgenen Thüre gelangten. Sie sahen König René, Tristan wollte sich, man weiß nicht warum, da er noch eigends zu ihm reis'te, vor ihm versteken, und so kommen sie zur Thüre. Die neue Welt, in welche sie treten, versetzt sie in Staunen; hier wachsen andere Bäume als draußen, ohne daß man sie außerhalb des Gartens sehen kann. Noch mehr staunen sie über die schlafende Jolantha, zu welcher Tristan sogleich in Liebe entbrennt. Natürlich darf er nicht wissen, daß dies seine bestimmte Braut sei, sonst wäre ja alle Verwiklung, wenn man überhaupt von einer Verwirrung der Fäden bei diesem Drama reden kann, im Vorhinein unmöglich gemacht. Da keine Menschenseele im Hause ist und daher Niemand auf ihr Rufen kommt, so geht erst Jauffred in's Haus, und will Jolantha wach rütteln, aber es gelingt ihm nicht, und er stürzt erschrekt über diesen sonderbaren Schlaf wieder heraus. Nun geht Tristan hinein, nimmt ihr den Stein weg, und sie erwacht. Die hierauf folgenden

Szenen werden wegen ihres „poetischen Duftes" am meisten gelobt. Wir wollen hier davon absehen, daß das Drama eigentlich überhaupt keinen Duft kenne, wenn weiter nichts als Duft vorkommen soll, aber ist denn überhaupt hier Poesie vorhanden? Jolantha ist in ihrer Blindheit sehr richtig geschildert, man merkt es jeder ihrer Reden an, wie der Dichter wie zwischen Eiern dahintrippelt und sich ängstlich bemüht, sie durch kein Wort das Bewußtsein ihrer Blindheit verrathen zu lassen. Aber wurzelt diese ganze Darstellung nicht einzig und allein im Verstande, ist in dieser Korrektheit irgend eine Thätigkeit der Fantasie zu belauschen? Ja, ist nicht schon dieses ängstliche Bemühen, empirischen, zufälligen und absolut nichtigen Zuständen mit Affentreue nachzugehen, dieses engherzige Kopiren der bloß gemeinen Wirklichkeit nicht durch und durch prosaisch? Ein wahrer Dichter hätte sich vielleicht viele Verstöße gegen das empirische Wesen der Blindheit zu Schulden kommen lassen, aber die Poesie fragt eben gar nichts nach dieser Treue der Schilderung, eben so gut der Dichter sich nicht an das empirische Wesen der Geschichte zu halten braucht. Die Szene besitzt zwar etwas Rührendes, aber diese Rührung gilt lediglich dem Körper, eine wirkliche Blinde würde uns in ihrer unbewußten Unbehilflichkeit vielleicht noch mehr rühren. Auch hat der Dichter in der That durch die Gesänge und freilich auch durch die ganz äußerliche Zuthat des Dekorazions-Pompes, den er ausdrüklich in seinem gedrukten Buche fordert, einen südlichen Hauch in diese Szenen zu bringen gewußt, und einzelne Farbenstriche sind wahrhaft poetisch, aber das Ganze kränkelt doch schwindsüchtig und hüstelnd vorüber, und diese zarte Röthe ist nur hektisch. Auch wird diese beabsichtigte Zartheit gewaltig durch Tristans Benehmen verletzt. Er merkt, daß Jolantha keine Ahnung von ihrer Blindheit habe, und hat dennoch die Rohheit, ihr diesen Zustand zu entdeken, mit ihr vom Sehen und vom Nutzen des Auges zu sprechen. Was die Blinde vom Zweke der Augen sagt, ist wohl poetisch gefärbt, aber auch nicht mehr. Denn immer sollen wir hier für ein blos körperliches Leiden sympathisiren, und stets handelt es sich um nichts anders, als um die Gesundheit eines Nervs. Wir haben es stets mit dem Leibe zu thun, und die wahre Poesie flieht vor dem Fleische, und versenkt sich nur in die Geheimnisse der Seele.

Tristans Begleiter hatte sich entfernt; warum? Er bekommt Furcht vor diesem seltsamen Schlosse, und will das Gefolge holen. Warum kam dieses Gefolge nicht mit? Wo blieb es? Warum war früher keine Rede von ihm? Er geht lediglich aus Gefälligkeit für Tristan, um ihn mit dem Mädchen allein zu lassen, und weil ihn der Dichter nicht auf der Szene braucht. Jetzt kömmt er doch ohne Gefolge zurük, und sagt, es kämen Leute. Da er den König kennt, so darf er ihn nicht erkennen, sonst wäre wieder die ganze Geschichte zu Ende; nun, vielleicht ist er kurzsichtig. Es kommen nun Jolanthens Zieheltern vom Felde zurük und gleich

hinter ihnen der König und Ebn Jahia. Der König belehrt jetzt sein Kind vollständig über die Wirkungen des Lichtes, und der Gedanke ist glüklich, daß Jolantha die Sehnsucht nach dem Lichte mit der Liebe vermischt. Ganz theatermäßig und trivial erscheint hingegen die nun folgende Heilung, die lächerlich rasch und unbegreiflich vor sich geht. Die ganze Dichtung schwebt, wie sich in dieser Szene vornehmlich zeigt, auf einer Nadelspitze, und der leiseste Athemzug der Wirklichkeit stößt sie um. Es ist mir diesen Szenen gegenüber gerade so zu Muthe, als sähe ich Fleisch vergolden. Mit welch' widriger Zierlichkeit tänzeln Alle auf den Fußspitzen um diese Heilung herum: Der Arzt führt Jolanthen hinweg, versetzt sie in Schlaf, und ohne ein Instrument zu gebrauchen, macht er sie sehend. Hatte Hertz einen Abscheu vor der Chirurgie? Als ob es nicht ganz gleichgiltig wäre, ob er eine Medizinflasche und ein Klistir oder den magnetischen Stein mit Heilkräften auf die Bühne bringt. Die ungesunde, bleiche, schwindsüchtige Erfindung wird dadurch nicht verhüllt und die Wirklichkeit mit ihren eisernen Bedingungen wird auf die willkürlichste Weise umsprungen.

Während Jolantha hinter der Szene geheilt wird, stürzt Tristan mit Kriegern herein. Mit Kriegern? Wen will er bekämpfen? Mahnt diese Szene nicht an Don Quixotte und die Windmühle? Nun kommt auch Jauffred, erkennt den König und auch Tristan erfährt, dies sei sein Schwiegervater. Während sich in dem Vaterherz Himmel und Hölle bewegen und alle Angst des Lebens ihn durchzittern sollte, bleibt er ganz ruhig, ja ist gegen Tristan witzig. Die hierauf folgende Schlußszene ist dagegen mit poetischer Kraft durchgeführt. Jolantha taumelt geheilt auf die Szene und erschrikt vor der Allgewalt der Welt, vor den furchtbar schönen Erscheinungen dieser Erde, die sie zum ersten Male sieht. Nicht leicht konnte diese Szene schöner und glüklicher durchgeführt werden. Daß nun Jolantha und Tristan mit einander vermählt werden und damit das Stük schließe, versteht sich von selbst. Unsere Beurtheilung ist mit der Erzählung des Inhaltes zu Ende; denn eigentlich liegt alle Kritik in der bloßen Palingenesie der Dichtung, wobei alle Schminke weggerieben, die falschen Mittelglieder weggeschafft, und auf den zu schwachen Boden hingewiesen wird. Die Strenge des Maßstabs, welchen wir an diese Dichtung angelegt haben, wurde uns durch den Jubel aufgenöthigt, mit welchem man ein, im Ganzen genommen, bleichsüchtiges, schielendes Werk in den meisten Blättern begrüßt hat.

III.

Fr. Hebbel als Liriker. *)

Der Verstand begreift ein lirisches Gedicht nicht, nur das Herz. Der Verstand ist der Wilde, welcher die Flöte zerlegt, um die Töne zu suchen, das Gefühl hingegen erfaßt den ganzen Zauber lirischen Gehaltes und der musikalischen Formen, in denen er auftritt. Eine gehobene Brust, ein freierer Blik, ein naiver, kurzgestrekter Ausruf der Bewunderung ist daher eine vollgiltigere Kritik, als ein langfädiges Gespinnst von Worten. Gelingt es dem Kritiker nicht, all' die Glieder zu einem idealen Ich, welche zerstreut in den Gedichten herumliegen, zu einem ganzen Menschen zu einen, all' diese einzelnen Ergüsse zu einer Gestalt zu konzentriren, so will Lob oder Tadel noch gar nichts sagen. Darnach haben wir daher in unserer Darstellung zu zielen.

Es liegt ein ganzer Band lirischer Gedichte von Hebbel vor, ein ehernes Denkmal einer bedeutenden Persönlichkeit, welches wir von zwei Seiten betrachten müssen. Wir müssen nämlich sowohl jene Gedichte vor uns vorüberziehen lassen, in welchen sein sittlicher Mensch eine Zunge bekommt, als auch jene, woselbst seine lirische Kunst ihren objektiven Höhepunkt erreicht, und der Subjektivismus möglichst von allen Schlaken einer beschränkten Individualität geläutert im Saitenspiele erscheint. Eigentlich hat nur diese leztere Art von lirischen Gedichten einen Anspruch auf künstlerische Geltung. Alle Liriker, die jede individuelle Stimmung, ohne sie zur idealen Höhe zu reifen, als Lied absetzen, werden stets blos Fragmente, Fetzen, Ruinen bringen. Eben so gut könnte der Dichter, der sein Gefühl nicht zur Universalität abklärt, ein Ach hinklexen, und darüber schreiben „Elegie", und auch jedes heitere Gedicht, das keine andere, als eine individuelle, konkrete Beziehung hat, ist dann nur ein auseinandergezerrtes Juhe. Stimmungen sind noch keine lirische Gedichte, sondern blos ihre Wehmutter, ein Chaos, aus dem sich dann erst eine gestaltete, abgerundete Welt herausbilden muß.

Es fragt sich nun, in welchen von den vorliegenden Gedichten werden wir die Objektivirung des Ichs, welche wir so eben als zum Begriffe lirischer Kunst nöthig

*) Hebbels „Neuere Gedichte", die in prachtvoller Ausstattung bei J. J. Weber erscheinen, und auf welche wir in weitläufiger Würdigung im nächsten Hefte zurükkommen werden, bieten uns eine willkommene Gelegenheit, auf den älteren Band seiner viel zu wenig gewürdigten Gedichte hinzuweisen. Nur auf diese bezieht sich obige flüchtige Skizze. Möchten doch jene Kritiker, welche im Kunstwerke den Moment der Dissonanz einseitig auffassen, ohne auf ihre Lösung zu bliken, und dadurch leichtsinnig verleitet werden, Hebbeln die Schönheit abzusprechen, die kristallhelle, liebliche Fülle von Schönheit, welche in seinen Gedichten anzutreffen ist, nicht übersehen.

aufstellten, antreffen. Ohne Zweifel in jenen, in welchen Fantasie und Gefühl Hochzeit halten, und die Kinder pralle, feste Geschöpfe sind, mit einem realen Boden und einem duftigen Blüthenregen darüber gestreut, einem zarten Vorüberklingen einer Begebenheit, durchsäuselt von einem bestimmten Grundtone des Gefühles. In einem solchen lirischen Gedichte ist die Anekdote nicht Erzählung, sondern Gefühl, der Gedanke nicht ein Hirnakt, sondern ein Herzschlag. Hier sehen wir den Dichter nicht im Kampfe mit seiner Stimmung, sondern die ideale Blüthe derselben, die geläuterte, zur festen, echten Menschlichkeit verdichtete Anschauung tritt uns entgegen; eine Saite, die nur in Einer Menschenbrust aufgespannt ist, welche aber in jeder anderen widerklingt, wird berührt. Keine aufgedunsene Gefühlsdudelei, keine mechanische Anekdotenreimerei, keine unvorhergesehen hervorflakernde Zündpointe und kein Stachelschlußpunkt, kein bloßes Verstandesstammeln, keine Balgerei mit dem eigenen Selbst, sondern ein zur idealen Potenz und zu jener Durchsichtigkeit, bei welcher man das Universum dahinter erblikt, erhobenes Gefühl ist in allen den Gedichten kristallisirt, welche wir in diese Reihe stellen.

Eine Seite ist hier vor Allem noch in Betracht zu ziehen. Das wahre Kunstwerk hat lauter Vorhänge und Schleier, und man erblikt es nie ganz nakt. Keiner rühme sich, es ganz zu kennen, und jedes Flekchen gesehen zu haben. Der Kommentator, der es Zeile für Zeile durchakert, hat oft die wichtigsten Weltbezüge in demselben übersehen, und es gibt über das wahre Kunstwerk vielleicht gar kein anderes Urtheil, als ein einseitiges. Die Goldadern im Bergwerke und die poetischen Schönheiten liegen in dunkler Verstektheit, und was schreiend auftritt, ist meistens unschön. In jedem Kunstwerke muß es Geheimnisse geben, und ein ungewisses Ahnen ihm gegenüber die Brust beschleichen und heben. Dies steigt im Liede zur Nothwendigkeit einer gewissen inneren Unklarheit, wobei nicht Alles ausgesprochen wird, und sowohl das Gefühl, als die Fantasie in einem wunderbar reizenden Dämmerlichte auftreten. Troz des scheinbaren Widerspruches muß jedoch bei diesem zitternden, unklaren Farbentone des Gedankens oder Gefühles eine äußere, klare Gestaltung, eine plastische, künstlerische Abgeschlossenheit dem Gedichte eigen sein. Dieser geheimnißvolle Anstrich ist dem echten Liede so eigenthümlich, daß man nur hieraus die Inklinazion des Volksliedes zu dunklen, grausenhaften Stoffen begreift. Denn den Volksgeist in seiner poetischen Reinheit müssen wir uns als einen unbewußten, geheimnißvoll webenden, unfreien, in einem gewissen primitiven Traumleben befangenen denken. Nichts ist dem Volksgeiste eigener, als der Aberglaube, welcher in den ersten Nebelzeiten seiner Geschichte schon in der Furcht vor der Elementarwelt und der Vergötterung der Naturkräfte mit einem bunt

durcheinandergaukelnden Gefolge von Dämonen, Gespenstern, Kobolden auftritt. Das Volkslied ist die erste Verkörperung des Volksgeistes, und insofern seine Hinneigung zum Schauerlichen und Unheimlichen mit tiefen Geisteswurzeln begründet. Wer das Wesen des epischen Liedes erfaßt, wird daher stets einen dunklen, schauerlich durchklingenden Farbenton in dasselbe bringen. Insbesondere ist Goethe hier ein unsterblicher Meister, weil er das Grausen vor der Natur (im „Erlkönig" die Schauer des Waldes; im „Fischer" das Grauen des Meeres, im „Zauberlehrling" die geheimnißvolle, uns verschlingende Gewalt der Naturkräfte u. s. w.) in seinen Balladen so häufig verkörpert. Auch bei Hebbel steigt der lirische Geist durch die Nacht empor, und ohne die Spuren eines bewußten Machens zittert auf den meisten seiner Lieder dieser dunkle Streifen einer fantasiereichen Grauenhaftigkeit. Er versteht die seltene Kunst, in einem Dunkel hell zu sein, eine künstlerische Verhaltenheit, ein Vermögen, in Ein Wort Vieles zu konzentriren, und durch das Verschwiegene zu reizen, eine abgerundete, strenge Fülle zeichnen seine Produkzionen auf diesem Gebiete aus. In den Gedichten: „Vater unser", „Das lezte Glas", „Der Baum in der Wüste", „Das Kind am Brunnen", „Horn und Flöte" tragen Hebbels Schwingen ihn in dieser Richtung am höchsten, und sie gehören zu seinen schönsten Denkmälern. Niemals sahen wir das Traumleben klarer gestaltet und poetischer, in reiner, vollendeter Form gegeben, als in seinem Gedichte „Traum". Ein wirkliches, ein überrieselndes, grauenhaft reizendes Bild ist das „Licht in der Nacht". Ein unheimlich' Weh der Liebe bringt auf eine ergreifende Weise zum Ausdruke „Spuk" in dem Ziklus „Ein Liebesleben". Die geheimnißvolle Mistik der Religion offenbaren mehre Gedichte, wie „Vinum sacrum", „Der Priester". In dem Gedichte „Das Kind" schütteln sich die warme Lebenshand und die Eishand des Todes einander, und aus der Berührung entspringt ein unheimlich dämmernder poetischer Gedanke. „Das alte Haus" gehört zu den schönsten Gedichten, die wir kennen, nur wäre ein engerer Leib für die treffliche Idee zu wünschen. In „Wiedersehen" und „Hochzeit" webt ein feines, poetisches Gefühl; furchtsam blikt der Leser in ein gebrochenes Herz. „Knabentod", „Das Grab" und „An meine Seele" zeichnen sich durch ein poetisches Zusammenfließen der Idee, wobei doch die plastische Gestaltung nicht verloren geht, aus.

Hebbel besizt gerade so viel Härte und Trokenheit, als zu einem realen Boden für die Poesie gut ist. Nur hie und da gefriert dieser Boden, und es weht uns etwas herb und kalt an. Daß aber in seiner Brust auch zarte Weisen und feine Soprantöne erklingen können, bewährt eine ganze Reihe von Gedichten, in denen eine weiche, liebliche Empfindung uns erquikt. „Rose und Lilie", „Blume und Duft", „Für wen?",

„Morgen und Abend," „Menschenfreude," „An ein altes Mädchen," „Nachtgefühl," „Das Fest in meiner Geburtsnacht," „Der junge Schiffer," „Großmutter," „Zu Pferd, zu Pferd," „Das Bettelmädchen," „Der Blinde," „Der Pokal," „Leben und Traum," „An Hedwig," „Magdthum," „Erquikung," „Neue Liebe," „Unterm Baum," „Der Kranke," „Der Schmetterling," „Die junge Mutter" heißen die Gedichte, in denen ein zartes Gefühl, eine heiße Sehnsucht und ein ganzes Register von feinen, warmen, menschlich schönen Empfindungen sich austönt. Seine gestaltende Kraft erleichtert ihm die Läuterung und Objektivirung seines Gefühls zum Ideal. Alle Elemente in seiner Brust sind von einem dramatischen Odem durchweht, und so nimmt Alles was er unternimmt, eine dramatische, rasch wechselnde, festgestaltete Form an. Niemals muß es uns klarer werden, daß Hebbels Talent ganz zum Drama geschaffen sei, als wenn er seine von irgend einer Empfindung vollgesogene Brust durch ein lirisches Gedicht erleichtert. Hier gruppirt und gestaltet sich dann Alles dramatisch und durch das unbeschreibliche Wirbeln der Ideen, welche durch einen Gefühlsausdruk in einander gerüttelt werden, schimmert ein dramatisch ineinander greifender Impuls hindurch. Es stekt in den meisten seiner Gedichte etwas Eigenes, Ursprüngliches, zu selbstständig gestaltetem Leben Entwikeltes, ein reifes, ganz ausgetöntes Gefühl bei vollständiger Reinheit der äußeren und inneren Form, in welcher nichts Ueberflüssiges nebenher läuft. Auf diese Eigenheit der Dichter-Individualität, die sich in den Gedichten ausspricht, können wir nicht scharf genug die Betonung legen. Denn es liegt ein gewisses poetisches Gemeingut in der Zeit, von dem jeder zehret, herrenlose, poetische Ideen flattern allenthalben herum, nach denen jeder die Schlinge auswerfen kann. Manche Gefühle sind schon so sehr ins poetische Bewußtsein der Nazion gebracht worden, daß ein Ausdruk derselben noch nicht einen Blutstropfen einer poetischen Ader verräth. Darum werden so viele Gedichte jezt geschrieben, die Jedem möglich sind, die nicht einzig und allein aus einer individuellen, eigenthümlich gestalteten Dichter-Individualität entstehen konnten. Wir wollen hiermit nicht die Fabrikstempel, welche die Gedichte bloß winselnder oder belfernder Poeten an sich tragen, billigen oder gar fördern. Aber etwas anderes ist es um einen Laut, von dem man fühlt, er habe bloß aus dieser Dichterbrust hervortönen können, er sei bloß ihr eigenthümlich und könne ohne Diebstahl von Niemanden nachgepfiffen werden. Es mag daher Einer noch so gut den Affen eines großen Dichters spielen, wer nicht eine eigene Anschauungswelt in der Brust trägt, die ganze Schar naturgetreu nachmekernder Schafe taugt Nichts. Goethes Leier hat die ganze Atmossfäre mit poetischen Klängen erfüllt, wer nicht eigene, neue Töne in die Zeit hinausschallen läßt, den wird der nächste Windstoß zerstäuben.

Wie eigenthümlich Hebbels Individualität gestaltet sei, wird dem schärferen Auge schon aus den bisher besprochenen Gedichten klar werden, aber auch der oberflächlichere Blik wird seine originelle Anschauungsweise bei jenen Gedichten durchdringen, welche sich durch den Mangel einer sinnlichen Conkretisirung nicht zur Höhe lirischer Kunst erheben konnten, und wo die Reflexion die höchsten Interessen einer menschlichen Brust tönend vorüberführt. Allen seinen Anschauungen und Gefühlen liegt eine tiefe Sittlichkeit zu Grunde, und hierin bewährt er sich am Meisten als echter Künstler. Denn, eine der ersten Forderungen an ein Kunstwerk, ohne welche es nicht den leisesten Schatten des Universums in sich aufnimmt, ist ein Erkennen des Sittengesetzes, auf welchem das Weltall beruht, und eine tief begründete Achtung vor den Instituten, in denen es sich in der Menschenwelt offenbart. Daß Reflexionsgedichte in der künstlerischen Bedeutsamkeit unter jenen stehen, in welchen ein Gefühl in möglichst objektiver Form sich ausspricht, ist längst erwiesen, und selbst demjenigen einleuchtend, dem das Geheimniß der Lirik ein Räthsel geblieben. Doch auch die Reflexion kann einen poetischen Körper gewinnen, in welchem sie nicht in dürrer Phraseologie lahm einherhinkt; auch der Gedanke kann sich in poetische Höhen emporschwingen. Die Gedichte: „Höchstes Gebot,“ „Vorbereitung,“ „An die Jünglinge,“ „Leben, Gott, Mensch und Natur,“ so wie fast alle Gedichte in „Ein Buch Sonette,“ bringen eine großartige Gedankenwelt, eine tiefe Fülle von Lebensweisheit und nicht schläfrige Fibelgelehrsamkeit zum poetischen Ausdruk. Nur hin und wieder stuzt eine philosophische Terminologie die Flügel. Fassen wir unser Gesammturtheil über Hebbel als Liriker zusammen, so gehört er als solcher eben so in den vordersten Phalanx deutscher Geisteskräfte, als ihn seine dramatische Thätigkeit den ersten Genien in der Literatur angereiht hat. Er hat sich weder dem barbarischen Kriegsgeheul lirischer Kannengießer angeschlossen, noch wimmert miserable Zerrissenheit aus seinen Liedern. Er ist ein ganzer, gesunder Mensch, der die objektive Kunstform als die höchste erkannt hat, und auch in der Lirik darnach strebt. Was das Wichtigste beim Liriker ist, Fantasie und Gefühl findet sich bei ihm in gesunder, heiterer Fülle vor. Aber er betrachtet die Lirik nicht als ein Tagebuch, in welches man Alles hineinschreibt, was einem durch die Brust läuft, ohne es zur Idee zu erheben. Wäre Goethe nicht ein so großer Liriker, es wäre ihm nicht möglich gewesen, ein so unbegreifliches Kunstwerk wie Wahrheit und Dichtung zu liefern. Ein solches Heraustreten aus sich selbst, ein künstlerisches Lostrennen der Empfindung wird bei jedem guten Liriker stattfinden, und wir treffen es auch bei den meisten Gedichten Hebbels. Im Ganzen haben wir an Hebbel auch als Liriker eine große Vernachlässigungssünde begangen, und wir müssen uns beeilen, ihm nachträglich den Kranz zu winden.

Verschlossen.

Von Andreas Schumacher.

Wer sitzt so still im Freundekreis,
Wo die beredten Lippen
Sich öffnend zu der Freude Preis
Von gold'nen Bechern nippen? —
Hoch wogt der Rede feurig Meer,
Und jedem der Genossen
Strömt froher Muth des Schaffens her,
Nur Einer bleibt verschlossen.

Und wandernd geht er weiter still,
Sag' an, was deine Trauer
In diesem freien Walde will,
Erregt von heiligem Schauer?
Der Wand'rer schaut den blauen Strom,
Durch's gold'ne Land ergossen —
Und drüber Gottes ew'ger Dom —
Er schweigt, und bleibt verschlossen!

Wie Rosengluth aus Knospen springt
So blüh'n der Jungfrau Wangen,
Wo Rebengrün den Baum umschlingt,
Hält ihn ihr Arm umfangen.
Er neigt sein Haupt zum letzten Kuß,
In Lieb' und Schmerz zerflossen,
Er spricht den letzten Scheidegruß —
Und geht, und bleibt verschlossen.

Wer stört in der heiligen Ruh'
Der Nächte seinen Schlummer?
Führt ihm die Traumwelt Schreken zu?
Wekt ihn der Reue Kummer?
Was sinnt er Nachts, und forscht und schreibt,
Bis mit den Flammenrossen
Der Gott ihn an sein Tagwerk treibt? —
Er schafft, und bleibt verschlossen. —

Ich sah den Mann so manches Jahr,
Schon bleichte seine Loke,
Der ernste Mann schwieg immerdar,
Da klang die Sterbegloke. —
Jetzt dekt ein Stein — sein ruhlos Herz. —
Was auf's Papier gegossen
Sein stolzer Geist, — sein edler Schmerz
Es bleibt der Welt verschlossen. —

Die Serapionsbrüder

bei Lutter und Wegener.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1821.

Im zweiten Heft des „Salons," in dem Artikel „norddeutsche Städte," gedachte ich meines letzten Zusammentreffens mit Hoffmann in Berlin und versprach meinen Lesern, ihnen bei nächster Gelegenheit einmal ein treues Bild jener berühmten serapionischen Nächte in dialogisirter Form zu entwerfen. Ich erfülle hier mein Versprechen, und es leben noch genug Lutter- und Wegener'sche Stammgäste aus jener Zeit in Berlin, um mir die Treue meines Bildes zu bezeugen. Bemerken muß ich übrigens noch, daß damals schon der eigentliche Serapionsbund (dessen Mitglieder außer Hoffmann, Contessa, Chamisso, Hitzig,

de la Motte Fouque, ein geistvoller Arzt, dessen Name mir eben nicht beifällt — als Serapionsbruder führte er den Namen Vinzenz — und Oehlenschläger waren) nicht mehr existirte, da von Allen, außer Hoffmann, nur noch Hitzig zu jener Zeit sich in Berlin befand. Hoffmann suchte und fand nun in jenen Nächten bei Lutter und Wegener einen Ersatz für jene gemüthlichen Serapions-Abende, die Hitzig so schön beschrieben hat, und wenn es auch bei Lutter und Wegener mehr dämonisch als eigentlich serapionisch zuging, so war das dem kleinen braunen Kammergerichtsrath, der nach und nach immer stärkerer Reizmittel bedurfte, eben recht. Hitzig, in seiner Biografie Hoffmanns, ist nicht gut auf diese serapionischen Nächte zu reden. Ich kann es ihm nicht verdenken, denn gewiß ist es, daß eben sie die Kräfte Hoffmanns vor der Zeit zerstörten und die jammervolle Katastrofe, welche bald darauf folgte, herbeiführten. Allein wie hätte Hoffmann ohne seine eigentlichen Herzensfreunde in Berlin anders ausdauern können? Hoffmann, das weiß Jeder der ihn kannte, und auch Hitzig gesteht es ein, war nun einmal seiner ganzen Natur nach nicht der Mensch, ruhig zu resigniren. Er wußte für alles, was er gewollt und nicht erlangt oder — verloren hatte, Ersatz, und da war er denn freilich nicht eben wählerisch, wenn nur sein Geist Befriedigung erhielt. Damals, wie später, wurde viel (in Berlin selbst) von den wilden Orgien gesprochen, welche Hoffmann und seine Genossen bei Lutter und Wegener gefeiert haben sollten; daran ist kein wahres Wort! Der beste theuerste Wein wurde allerdings getrunken, und den Beschluß machte in der Regel eine Bolwe Annanas-Punsch, welchen Karl und Hoffmann gemeinschaftlich bereiteten, aber eigentlich „gesoffen" wurde nie, und es war schon sehr viel, wenn im Laufe einer ganzen Nacht, d. h. von Abends 9 oder 10, je nachdem das Schauspiel beendet war, bis Morgens nach Zwei auf jeden Mann eine ganze Flasche gerechnet wurde. Auch wurden nie ganze Flaschen auf einmal aufgesetzt — die kleine Tafelrunde besaß eigenthümlichgeformte Gläser mit sehr starken Füßen, so daß sie das stärkste Niederstoßen auf den Tisch aushielten; diese Gläser wurden gewöhnlich nur zur Hälfte gefüllt und es währte oft lange genug, bevor sie vollständig geleert waren. Auf einen Zug ein Glas zu leeren, war nur dann üblich, wenn irgend eine Gesundheit ausgebracht oder ein lieber Gast, wie Weber, begrüßt wurde. Hoffmann hatte es eingeführt, daß bei solchen Gelegenheiten ein lang klingendes „Hoch!" auf den Akkord C gesungen wurde, worauf Alle ihre geleerten Gläser zugleich stark auf den Tisch niedersetzten, was eine ganz eigenthümliche Wirkung machte. Gewöhnlich schloß jede Sitzung, da alle musikalisch und geübte Sänger waren, mit irgend einem vierstimmigen Gesang eines ältern oder neuern Meisters, und noch erinnere ich mich mit Entzüken an den Vortrag des Mozart'schen Canons „Nachtigall," so wie des von Hoffmann für Männerstimmen eingerichteten „Ich denke Dein!" von Abt Vogler.

Nach dieser etwas weitschweifigen Einleitung, die aber nicht gut wegfallen konnte, sollte alles Nachfolgende meinen Lesern verständlich sein, lade ich sie ein, mit mir in Lutter's und Wegener's Weinhandlung zu kommen. Es ist ein trüber, naßkalter Juniabend, und ganz Berlin hat eine triste langweilige Fisiognomie, da werden wir sogleich beim Eintritt in das

freundlich komfortable eingerichtete Lokale in eine angenehme Stimmung versetzt, und da Herr Lutters Wein, was Güte und Reinheit betrifft, wirklich rühmenswerth ist, und er überdies eine Küche führt, die selbst einem Leckermaule wie Hoffmann, Anerkennung abzwingt, so sagen wir uns bald: „in ganz Berlin sitzt es sich nicht besser als hier."

Also — wir sitzen an einem Tische des klassischen letzten Eckzimmers, dem Tische der Serapionsbrüder. Es schlagt 9 Uhr, und kaum hat die Uhr ausgeschlagen, so tritt mit kurzen hastigen Schritten Hoffmann ein.

Hoffmann. Infames Wetter das! schändliche Luft, will das einen Junius vorstellen! in allen Gliedern zwikt es mir, werde wohl wieder die Gicht bekommen! Nichtswürdig.

Kellner Karl. Der Herr Kammergerichtsrath sollten bei so schlechter Witterung einen Mantel tragen.

Hoffmann. Ja, wenn nicht der Professor Dittmar einen heißen Junius prophezeiht hätte! die Pest auf diesen Kalendermann! warum hält er nicht Wort, und macht besseres Wetter.

Karl (verblüfft). Ja mein Gott, das kann er doch nicht.

Hoffmann. Dummkopf! wofür wäre er der Professor und Witterungskundiger? —

Karl. Ja — Herr Kammergerichtsrath!—

Hoffmann (ganz ernsthaft). Begreifst du denn nicht, einfältiger Mensch! daß, wer als Professor angestellt ist, und als Witterungskundiger, das Wetter auf hundert Jahre voraus bestimmen kann, auch von Amtswegen die Verpflichtung hat, die Witterung zu regeln, damit sie mit den Angaben im Kalender übereinstimmt? ist nicht der Polizeimeister verpflichtet, darauf zu achten, daß den polizeilichen Verordnungen Folge geleistet werde? bin ich nicht als Kammergerichtsrath verpflichtet, auf dem Kammergerichte da zu sitzen, und alles mit anzuhören was berathen wird? Hier handelt es sich um die Witterungspolizei, sage ich dir, und ich als Kammergerichtsrath werde in der nächsten Sitzung darauf antragen, daß der Professor Dittmar angewiesen werde, das Wetter zu regeln wie es seine Schuldigkeit ist! in einem wohlgeordneten Staate, wie der preußische es Gottlob ist, dürfen solche Willkürlichkeiten einzelner Beamten nicht ungeahndet hingehen. Und jetzt gib mir ein Glas Wein Karl, denn mir ist ganz flau von dem Hundewetter.

(Karl geht nachdenklich ab, Albrecht tritt herein.)

Albrecht. Hoh! guten Abend, Kammergerichtsrath.

Hoffmann. Danke! Wo ist der Obrist?

Albrecht. Wird bald kommen. Waren Sie im Theater?

Hoffmann. Leider ließ ich mich vom bösen Feind verleiten, mir die rührende Kindergeschichte*) mit anzusehen! die Wolfs waren vortrefflich, habe mich aber geärgert, daß sie ihre Kunst auf solche Dummheiten verwenden, und nun das Publikum! wollen das

---

*) Es wurde an jenem Abend das Drama von Houwald „Fluch und Segen" gegeben.

kritische Berliner sein und lassen sich rühren, wenn der kleine Junge hinläuft und sich dem Seiltänzer verkauft, damit sein Papa nicht in den Schuldthurm kommen soll.

Albrecht. Ach, das ist gemüthlich, belehrend für die liebe Jugend, daß sie sich's zum Beispiel nehmen soll.

Hoffmann. Zum Beispiel: ein hoffnungsvolles Söhnlein sieht das Stük und hat nun keinen sehnlichern Wunsch, als daß sein Papa je eher je lieber Schulden halber gesetzt wird, damit es sich ebenfalls an einen Seiltänzer verkaufen, und so den lieben Vater befreien kann.

Albrecht. Moralisch bleibt es immer.

Hoffmann. Ja! ich weiß aus meinen Kinderjahren davon zu pfeifen.

(Der Obrist von W. tritt ein.)

Obrist. Gut gespielt ergreift das Stük aber doch, erschüttert sogar.

Hoffmann. Sie sind sentimental Obrist, und haben starke Anlage, fett zu werden.

Obrist. Immerhin, wenn nur zarte Frauenhuld so wie bisher durchs Leben mich geleitet.

Hoffmann. Barmherziger Himmel! schon wieder schmachtend. Zwei Hochzeiten und zwei Scheidungen und noch schmachtend wie Romeo nach Rosalinden.

Obrist. Denken Sie an Bamberg.

Hoffmann. Mit Vergnügen! aber jetzt bin ich in Berlin, und da sollte man nicht so viel Schwärmerei und Sentimentalität bliken lassen.

Obrist (lachend). Ich möchte aber den Schönen gegenüber noch interessant erscheinen.

Hoffmann. Unsern tugendhaften, Thee saufenden Berlinerinnen gegenüber erreicht man diesen Zwek am besten durch erkleckliche Liederlichkeit! die imponirt ihnen, lancirt sie! —

Albrecht. Wohl wahr, Kammergerichtsrath! aber Sie müssen bedenken, daß unser Oberster da den Rok des Königs trägt, und da er nicht zur Garde gehört, so finde ich es in der Ordnung, daß er sich um so tugendsamer und moralischer in Worten und Geberden gibt; je mehr Temperament und Sinnesart Diesem widerstreben, der Mensch muß sich beherrschen können.

Hoffmann. Nein, er soll wirklich tugendhaft werden, wir wollen unser Möglichstes an ihm versuchen. Ich habe den Devrient auch tugendhaft gemacht.

Devrient (tritt ein). Ein Glas Pontak, Karl.

Obrist. Horcht, dort kommt der Tugendhafte.

Devrient. Guten Abend Kinder! wo stekt der Karl.

Lutter (kommend). Du bist noch erhitzt und darfst nicht früher trinken, bis du dich abgekühlt hast. —

Hoffmann. Wohl gesprochen, weiser Doktor Bartholo, lasset diesen tugendhaften Jüngling nicht sterben, bis er euch seine Schulden bezahlt hat.

Lutter (seufzend). Ja, wenn ich das noch erlebe — aber, Herr Kammergerichtsrath, was haben Sie meinem armen Karl wieder in den Kopf gesetzt? Sie werden mir den Menschen noch ganz konfus machen!

Devrient. Desto besser für dich! dann schiebst du ihm die Schuld zu, wenn du deine Rechnungen mit doppelter Kreide schreibst — aber Hoffmann, lass' hören, was hast du dem Karl gesagt?

Hoffmann. Je nun, daß der Professor Dittmar das Wetter reguliren könne, und verpflichtet sei, besseres Wetter für den Juni herbei zu schaffen.

Obrist. Das glauben in Mecklenburg viele Bauern.

Lutter. Mein Karl ist aus Pommern.

Albrecht. Ei, da gedeihen die geräucherten Gänsebrüste auch besser, als die salomonische Weisheit!

Hoffmann (ernsthaft). Ich habe nicht von der salomonischen Weisheit, sondern von unserer Staatsordnung geredet.

Karl (Wein bringend). Ja, und vom schlechten Wetter! Es ist merkwürdig!

Hoffmann (wie oben). Hüte dich vor politischen Anspielungen, Karl!

Karl (erschroken). Wie so?!

Hoffmann. Du ließest Dir so eben eine solche entschlüpfen.

Karl. I bewahre! ich weiß kein Wort davon.

Hoffmann. Frage den Obristen! Herrn Albrecht, den Devrient —

Obrist und Albrecht. Es ist so, Karl! Du hast eine politische Anspielung gemacht.

Karl. Ne? — Herr Devrient? —

Devrient. Ja siehst du, Karl! ich verstehe mich nicht so d'rauf.

Karl (bittend). Herr Lutter? —

Lutter. Du bist ein Schafskopf.

Hoffmann. Allerdings! das ist er; aber eben unter den schafsköpfigen Subjekten finden wir die verstoktesten Demagogen, da sie nicht sowohl aus böser Absicht, als vielmehr aus Dummheit sich bestreben, die bestehende Ordnung der Dinge umzustoßen. Ich wollte dir in allem Ernste rathen, Karl! dich morgen einmal zu meinen Freund, den Herrn Kriminalrath Hitzig, zu begeben, und ihm zu eröffnen, wie ich nöthigenfalls erbötig sei, dir zu attestiren, daß du dich wissentlich nie einer satirischen Anspielung auf politische Gegenstände schuldig gemacht.

Karl. Mein Gott! ich bin ja immer ein unverdächtiger Mensch gewesen.

Hoffmann. Ein höchst verdächtiger, sage ich dir! Man hat es ausgekundschaftet, daß du dir hin und wieder Dies und Jenes denkst, z. B., warum es verboten ist, im Thiergarten zu rauchen —

Karl. Gedanken sind frei.

Hoffmann. Obrist! Devrient! Albrecht! ich bitte euch, habt ihr gehört, was dieser Mensch da eben behauptet? — Karl, du wirst dich noch um den Hals reden! „Gedanken

sind frei"! am Ende verlangt er noch, wie der Marquis Posa, Gedankenfreiheit in Berlin! Hast du niemals den Don Karlos aufführen sehen, und ist es dir unbekannt geblieben, daß der Marquis von Posa erschossen wurde, weil er Gedankenfreiheit prätendirte?

Karl (weinerlich). Aber wenn man nicht einmal mehr denken darf, was man Lust hat — was soll man denn thun?

Hoffmann. Was dir befohlen wird; dabei ist alles Denken und Reden überflüssig; also halte das Maul, und bereite Alles vor, daß wir später einen guten Punsch zusammenbrauen können.

Karl (brummt).

Hoffmann. Auch das Brummen ist nicht zu gestatten, und jetzt fahre ab, denn wir brauchen dich vorerst nicht mehr. (Karl entfernt sich.)

Lutter. Wie mögen Sie nur den armen Burschen so ängstigen?

Hoffmann. Warum ist er so dumm! Uebrigens, mein guter Apotheker, fühlt er sich dabei, indem er sich für eine wichtige Personage hält, glüklicher, als wie wir mit unserer „politischen Klugheit", wie der edle Thomasius die Vernunft für gewöhnlich genannt wissen will.

Devrient. Lutter hat aber recht, und du sollst den Spaß nicht zu weit treiben.

Hoffmann. So weit, wie möglich, damit er endlich merkt, es sei nur Spaß gewesen. Ein solcher Spaß nützt allein, und nur ein halber Spaß ist ein schlechter — aber, was schmunzeln Sie, Albrecht, ich wette, Sie haben wieder einen Extraspaß in Petto, brennen Sie los.

Albrecht. Erinnern Sie sich noch an den jungen Arzt, der vor einiger Zeit alle Abende an jenem Tische dort saß, und so überaus aufmerksam unserer Konversazion lauschte — er nannte sich Moritz —

Lutter. Er ist mir noch fünf Thaler siebenzehn Silbergroschen schuldig geblieben!

Devrient. Schreibs zu den Andern.

Hoffmann. Er schien mir ein ganz ansehnlicher Windbeutel.

Albrecht. Ein Elegant comme il faut. Lange hatte ich mich vergeblich nach ihn erkundigt, heute erfuhr ich, daß er sich im Narrenhause befände.

Devrient. Als Irrenarzt?

Albrecht. Nein, als königlich preußischer Irrer.

Hoffmann. Alle Wetter! er ist also verrükt geworden?

Albrecht. Keineswegs — er hat sich ins Narrenhaus setzen lassen, um wieder aus dem Schuldgefängnisse heraus zu kommen.

Hoffmann (sich die Hände reibend). Hm! gut, sehr gut! — Lutter! mein Buch! (Lutter holt das Karrikaturenbuch herbei.) Feuchten Sie Ihre Gurgel an, Albrecht, und dann erzählen Sie.

Albrecht (nachdem er getrunken). Die Sache verhält sich so: Unser Mann hat seine medizinischen Studien, wie seine Lehrer versichern, gründlich absolvirt, und hätte er von

Dem:, was er weiß, einen ordentlichen Gebrauch machen wollen — —

Hoffmann. Keine Moral, Albrecht! kurz und gut: —

Albrecht. Kurz und gut: Er ward ein Flaneur, wie es deren in großen Städten viele gibt, und um für das Heut' und Morgen nicht sorgen zu dürfen, knüpfte er ein zärtliches Verhältniß mit einer ehemaligen Operntänzerin an, der Witwe eines ohnlängst verstorbenen, steinreichen Rentiers —. Die Dame unterstützte ihren jungen Anbeter auf die großmüthigste Weise, doch als erfahrene Frau und çidevant Operntänzerin sah sie sich für mögliche Fälle vor, und für jede Summe, welche ihr junger Freund von ihr bezog, mußte er einen Wechsel ausstellen. Die Vorsicht der Dame war nicht überflüssig gewesen, denn bald überzeugte sie sich, daß Moritz auch anderen Frauen huldige. Die Dame versuchte anfangs im Guten ihren ungetreuen Freund zur Vernunft zu bringen, und als das fehlschlug' drohte sie ihm mit seinen ausgestellten Wechseln. Moritz antwortete dadurch, daß er sich gar nicht mehr bei seiner beleidigten Dame bliken ließ; diese that die nöthigen Schritte, gewann zugleich den Advokaten ihres treulosen Freundes für sich — kurz, vor acht Tagen wurde unser Held plötzlich auf dem Landhause eines Bekannten, für dessen hübsche Frau er erklecklich schwärmte, arretirt, und dem Schuldthurme überliefert. — Einen vollen halben Tag lang saß unser Mann im Schuldthurme mit noch vier Leidens- und Stubengenossen. In der Nacht aber, wo er nicht schlafen konnte, weil ihn die Flöhe bissen, kam ihm ein genialer Einfall! In der Charité, und zwar in jener Abtheilung, in der die Irren sich befinden, lebt ihm ein Jugendfreund als Primararzt, und als der Tag anbricht, spielt unser Held so geschikt seine Rolle, daß der herbei gerufene Arzt, vollständig getäuscht, ihn für übergeschnappt erklärt. — Er wird sofort (was er beabsichtigt hatte) in die Charité gebracht, hier entdekt er sich seinem Freunde, der allerdings in nicht geringe Verlegenheit geräth, aber großmüthig und echt freundschaftlich eine eigene Zelle für den angeblichen Irren aus seiner Tasche bezahlt. Moritz hatte darauf gerechnet, unter dem Schutze seines Freundes thun und lassen zu können, was ihm beliebe, aber da hatte er sich verrechnet, denn er stand fort und fort unter polizeilicher Aufsicht, und sein Freund, wollte er sich anders nicht der schärfsten Ahndung aussetzen, durfte ihm außerhalb seiner Zelle nicht mehr Freiheit, als allen übrigen Pazienten gestatten. Nun denken Sie sich diesen kerngesunden jungen Mann, der bisher vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht herumlief, unter den Linden, unter den Zelten, zu Stehely und Wisotzky, ins Theater, in die Kunstsammlungen und endlich hieher in unsere respektable Gesellschaft — denken sie sich ihn in einer Zelle mit vier kahlen weißen Wänden, vergittertem Fenster und wohlverwahrter Thüre, die sich nur seinem Arzte und seinem Wärter öffnet.

Hoffmann. Das ist ja um wirklich verrükt zu werden!

Albrecht. Zu seinem Unglük muß noch sein Freund erkranken und ein anderer Arzt erscheint, das leibhafte Conterfei des Arztes in Molieres eingebildeten Kranken. Die Geduld des armen Moritz riß endlich, und wüthend, erklärte er seinem neuen Arzte: „Er sei gar nicht verrükt, er habe sich nur so gestellt um aus dem Schuldthurme zu kommen.“

„Es ist erstaunlich, wie schlau oft die Verrükten sind!“ schmunzelte der Arzt und als Moritz gar nicht aufhörte zu versichern „er sei vernünftig, ganz vernünftig,“ und wie rasend dabei schrie, rief Jener vier baumstarke Männer herbei und ließ den vermeinten Wahnsinnigen dasselbe anthun, was jener böse Zauberer dem edlen Ritter Bertrand von Gerone— wie der weise Junker von La Manche berichtet.

Devrient. Wie war das Albrecht? ich entsinne mich nicht gleich.

Albrecht (verschämt geziert). Je nun — er ließ ihn in ein eiskaltes Lavement apliciren.

(Alle lachen außer Hoffmann.)

Hoffmann. Darin finde ich nun gar nichts zu lachen, im Gegentheil kommt mir das Ganze, obzwar skurill, doch auch höchst grausig vor und unter allen den Dummheiten, die ein sogenannter vernünftiger Mensch begehen kann, erscheint mir keine dümmer und freventlicher zugleich: als mit dem Wahnsinn spielen zu wollen; ich selber wenigstens würde mich eher dazu verstehen, eine Brillenschlange zum Tanze abzurichten, oder einem hungerigen Eisbären, Franz Horns Andeutungen über Shakespeares „Was wollt ihr,“ vorzulesen. Lache nicht Devrient, ich meine es ernsthaft, ich erinnere mich eines ähnlichen Histörchens aus Königsberg, das aber einen höchst tragischen Ausgang nahm. Ein junger, schöner Mann, in den glüklichsten Verhältnissen, Verlobter eines liebenswürdigen, geistvollen Mädchens, befand sich in einer Gesellschaft, wo über den verstellten Wahnsinn des Hamlet gesprochen wurde und als einige „vernünftige Männer“ es für unwahrscheinlich erklärten, daß ein vernünftiger Mensch längere Zeit hindurch die Maske eines Wahnsinnigen festhalten könne, so daß seine nächsten Umgebungen darauf schwören müßten, er sei wahnsinnig, ging jener junge Mann eine Wette ein, daß er selbst dieses Kunststük ausführen wolle. — Man nahm ihn beim Wort und er begann seine Rolle zu spielen und so meisterhaft, daß bald die bei der Wette betheiligten Personen fest überzeugt waren, er sei in dem Streben, wahnsinnig zu erscheinen wirklich übergeschnappt. Das war nun freilich nicht der Fall — der junge Mann experimentirte mit vollem Verstande, aber mit solcher herzlosen Grausamkeit seiner Verlobten gegenüber — daß das schöne unglükliche Mädchen in Wahrheit von dem Schiksale Ophelines plötzlich ereilt wurde und wie diese in den Fluthen ihr Leben endete.

Devrient (erzürnt). Den Kerl hätt' ich nicht begegnen dürfen, ich hätte ihn abprügeln wollen wie es ein solcher Halunke verdient, der sich an der Qual eines ihn liebenden Wesens weiden kann.

Lutter. Dann prügle ich doch einmal den Herrn Kammergerichtsrath, der sich ebenfalls an der Qual eines ihn liebenden Wesens weidet.

Hoffmann. Eines mich liebenden Wesens? — ach! ihr meint meinen Murr! *) — den quäle ich nicht.

*) Hoffmanns schöner Kater, ein wirklich fabelhaft kluges Thier, das die größte Anhänglichkeit für Hoffmann äußerte, wodurch dieser veranlaßt wurde sein geniales Werk: „Lebensansichten des Kater Murr“ zu schreiben. —

Lutter. Nein, ich meine meinen Karl.

Hoffmann (den Andern geheim zuwinkend). Ich habe diesen Karl stark im Verdacht, daß er ein pfiffiger, geistreicher Kerl ist, der sich nur dumm stellt um uns zu amüsiren und nebenbei seine Herren Prinzipals sicher zu machen.

Lutter (mißtrauisch). Das wäre der Teufel. — hm! —

Hoffmann. Möglich ist es immer und da fällt mir eben eine merkwürdige Geschichte ein.

Devrient (der Hoffmanns Blinzeln verstand). Erzähle sie ernst, erzähle sie.

Lutter. Ich bitte auch daß Sie erzählen, — es wäre merkwürdig; aber möglich — hm.

Und Hoffmann begann jezt mit ernstem Tone eine Novelle zu improvisiren, geistreich, fantastisch spannend — die Hauptperson war ein sich einfältig stellender Diener, dessen Zwek es ist, das ganze Haus seiner Dienstherrschaft dem Verderben zu weihen, weil er die Gattin seines Herrn liebt. (Lutter war eifersüchtig wie Othello). Alle Mittel, natürliche und übernatürliche wurden in Bewegung gesezt; die ganze, aufs äußerste spannende Novelle war darauf berechnet, den guten Herrn Lutter in der Idee zu bestärken, Karl stelle sich nur dumm und sei im Grunde der abgefeimteste Intrigant, und könnte ich die Novelle so wieder erzählen, wie Hoffmann sie vortrug, die Leser würden es glaublich finden, daß Lutter, der doch sonst schon mit Hoffmanns Art und Weise genugsam bekannt war, sich glüklich mystifiziren ließ, bis Hoffmann, am Schluße der Erzählung, als das Interesse aufs Höchste gespannt war, einen Wiz machte, der auf Herrn Lutter ungefähr ganz dieselbe Wirkung äußerte, wie wenn man einem Erhizten einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gießt.

Schallendes Gelächter, Applaudiren unsererseits, (Schreiber dieses war an jenem Abende mit von der Parthie) und ein harmonisches „Hoch!" lohnten den geistvollen Erzähler, als er endete und — als er nun geendet hatte, wies sein Carrikaturenbuch aus, wie er während des Erzählens alle Hauptmomente der Erzählung erfaßt und in den genialst erfundenen Gruppen skizzirt hatte. Jezt trat Karl mit der Punschbowle und den nöthigen Ingredienzien zur Bereitung des Göttertranks ein — ergözlich war es für uns Andere, die mißtrauischen Blike zu beobachten, mit denen Lutter seinen ehrlichen Karl betrachtete, und die für den tiefen Eindruk zeugten, welchen Hoffmanns Erzählung auf ihn gemacht; — diese Erzählung werde ich übrigens so gut ich sie mir gemerkt habe, in dem folgenden Beitrage mittheilen.

Der treue Diener.

Nach einer mündlichen Erzählung

von E. T. A. Hoffmann.

In der schönen Stadt Bamberg stand vor Jahren unfern des Burghofes ein stattliches Haus, darinnen ein stattlicher Mann wohnte, freundlichen Angesichts, wohl beleibt und wohl beliebt bei den wakern Bambergern, seiner guten Eigenschaften wegen als Wirth,

denn er hielt einen Weinschank und schenkte wirklichen, unverfälschten Wein allen denjenigen, die zu ihm kamen und ihn zahlten. Auf Pump gab er nur einigen Wenigen, d. h. vertrauten Freunden, von denen er sicher wußte, daß sie ihm nimmer ausbleiben würden, sintemal sie immer Durst hatten, und nirgends anderswo trinken mochten, als bei dem edlen Meister Balthasar, weil kein anderer so reinen Wein führte und so schöne Kreide, welche nicht doppelt schrieb. Herr Balthasar war nicht mehr ganz jung, aber über die Maßen lebenslustig und rüstig für seine Jahre, weshalb es ihm denn in ganz Bamberg kein Mensch verdachte, als er unversehens auf den Einfall gerieth, doch auch einmal zu versuchen, wie ihm das Freien bekommen möchte, nachdem ihm so vieles im Leben, absonderlich aber der Wein, so gut bekommen war. Eines Morgens stand er auf, wie er alle Morgen zu thun pflegte, nur daß er an diesem Morgen lebhafter denn je an das Heirathen dachte, das ging aber ganz natürlich zu, denn als er am vorigen Abend zum Meister Küffner hinübergegangen, um sich einige tüchtige Fässer zu bestellen, indem eine gar reichliche und vorzügliche Weinernte zu erwarten stand, maßen ein gewaltiger Komet den ganzen Sommer über am Himmel herum vagirt war — da hatte er zum ersten Male des Küffners Töchterlein Rosa erblikt, ein holdes siebzehnjähriges Mägdlein, das bis dahin, da die Mutter längst im Grabe ruhte, in einem Kloster ihre Erziehung erhalten hatte; denn Meister Melchior, der Küffner, war eben so wohlhabend als Meister Balthasar, der Wirth, und schonte die blanken Gulden nicht, wo es das Wohl seiner Rosa galt. Meister Balthasar war ein resoluter Mann, und als er merkte, wie sehr das hübsche Röschen ihm gefiel, besann er sich nicht lange, sondern zog seinen besten Festtagsrok an und ging hinüber zu dem Meister Melchior, wo er in wohlgesetzter Rede um das schmuke Mägdlein beim Vater warb. Der Meister Küffner, der den Meister Wirth als einen ehrenwerthen Mann kannte, befragte sein Töchterlein, und als sich Rosa, die ein vernünftiges Kind war, damit zufrieden erklärte, den Meister Balthasar zu freien, wurde der Handel noch am selben Morgen in Richtigkeit gebracht. Acht Tage darauf war Verlobniß, und vier Wochen später gabs in Bamberg eine Hochzeit, wie dergleichen seit Menschengedenken keine so prächtige in Bamberg gefeiert war, denn sowohl der Meister Melchior als Brautvater, wie auch der Meister Balthasar als Bräutigam, ließen sich nicht lumpen, sondern spendirten was das Zeug hielt, wobei denn auch die Armen nicht vergessen wurden. — Die junge Frau Balthasar gefiel sich gar wohl in dem schönen Hause ihres Eheherrn, absonderlich da Herr Balthasar sich als ein in jeder Hinsicht respektabler Mann erwies, nach Möglichkeit bemüht, seinem jungen Weiblein Liebes und Gutes zu erzeigen, so daß Rosa nimmer Ursache fand sich zu beklagen, und es den Anschein hatte, als sei das Glük dieses Hauses für lange Jahre fest begründet.

Aber ach! gerade da, wo das Glük der armen Menschen nichts zu wünschen übrig läßt, lauert schon irgend ein finst'rer Dämon, trachtend es zu zerstören, sobald sich Gelegenheit darbietet.

Der Meister Balthasar hatte bisher in ganz Bamberg keinen Feind gehabt, doch seit dem Tage, wo er die schöne Rosa als seine Hausfrau heimgeführt, hatte er einen

Todfeind erhalten, ohne daß er es ahnte. Ein junger Gesell, der Sohn einer armen Wittwe, hatte die schöne Rosa gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in der Kirche gesehen, und war in glühender Liebe zu ihr entbrannt. Franz war ein wilder, leidenschaftlicher Mensch, und je öfter er sich bei seiner Armuth wohlhabenden Leuten gegenüber gedemüthigt fühlte, je mehr aufkeimende Wünsche, wie sie einem jungen Manne wohl kommen, er niederkämpfen, je mehr Genüsse, deren sich andere Gesellen seines Alters erfreuten, er entbehren mußte, um so finsterer und trotziger ward sein Sinn, um so fester sein Wille, dennoch, es koste was es wolle, auch sich ein Glük zu erringen, wie es Tausende vergeblich ersehnen und zu erstreben sich mühen. — Als er Rosa erblikt hatte, da hatte sein Herz mächtig geschlagen, und er hatte sich selbst gesagt, das ist dein Glük! das mußt du dir erringen; da traf ihn wie ein Donnerschlag die Kunde, Rosa sei die Hausfrau des reichen Weinschenken Balthasar geworden, und als er die Gewißheit hatte, daß dem so sei, daß sein Glük unwiderbringlich für ihn verloren, da verschwor er sich auf schrekliche Weise sich zu rächen an dem Räuber seines Glüks, an dem treulosen Glüke selber. Eines Tages, als Meister Balthasar eben bei recht rosiger Laune war, denn er hatte einen guten Weinhandel mit einem Würzburger abgeschlossen, trat ein sauber gekleideter junger Gesell in sein Zimmer, und fragte bescheidentlich an, ob der Herr Balthasar nicht einen ordentlichen und flinken Kellner gebrauchen könne. „Grad' einen solchen könnt' ich eben brauchen," versetzte Balthasar, „wie nennt Er sich?" „Traugott Kaspar," lautete die Antwort. „Ei der Tausend," rief Balthasar verwundert, „mein Schwiegervater heißet Melchior, ich heiße Balthasar, wann ich ihn nun in meine Dienste nehme, wären die lieben heiligen drei Könige: Kaspar, Melchior und Balthasar richtig beisammen."

„Ach mein lieber Herr!" entgegnete Kaspar, „ich bin leider kein König und auch nicht heilig, sondern ein armer sündiger Mensch, und mein Vater war Flikschneider zu Ulm."

Meister Balthasar lachte herzlich und sprach: „Mein lieber Gesell, ich habe nur einen Witz gemacht, daß Du diesen nicht verstanden hast, beweiset mir zu Genüge, wie Du nicht von den Weisen aus dem Morgenlande abstammest, noch selber ein Weiser bist. Auch mein Schwiegervater Melchior und ich sind keine wirklichen Könige, doch sag ich für meinen Theil und bleibe dabei: daß ich mit keinem Könige auf Erden tauschen möchte, so wohl ists mir in meiner Schenkstube, in meinem Keller, darinnen die edelsten ältesten Weine liegen, und im trauten Kämmerlein bei meinem lieben Weiblein. — Nun aber sag ich dir," fuhr Balthasar fort, nachdem er sich durch einen frischen Trunk zu weiterer Rede gestärkt hatte, „nun aber sag ich Dir, Kaspar, daß Du mir gar wohl gefällst, absonderlich deshalb, weil Du mir nicht übermäßig spitzfindig vorkommst! Ich hatte vor Jahren einmal einen Kellner, der war aus Berlin, ein Kerlchen wie mit allen Höllenhunden gehetzt, was den Witz betraf, aber dabei ein solch durchtriebener Gauner, daß ich, obschon ich den Witz wohl leiden kann, und mich selber nicht mit Unglük darin versuche, doch meinem Herrn und Schöpfer dankte, als der Berliner sich endlich mit hundert Kronen, die er mir gestohlen hatte, aus dem Staube machte, denn diesem Menschen gegenüber kam ich mir oft vor wie ein wahrer Schafskopf, was

gewiß nicht angenehm ist für einen Mann wie ich, der Haus und Hof, viel Geld und Ansehen in der Stadt besitzt. Willst Du also in meine Dienste treten als treuer Kellner, so magst Du alsogleich in meinem Hause bleiben; ich gebe Dir 30 Gulden Lohn, Kost und ein Neujahrsgeschenk! Auf reichliche Trinkgelder darfst Du auch rechnen, und trinken magst Du so viel Du kannst, nur besoffen darfst Du mir nimmer werden, denn besoffen sein ist eine Schande für einen ordentlichen Kellner."

Kaspar dankte dem Herrn Balthasar so gut er seine Worte zu setzen wußte, und versprach heilig und theuer, sich niemals zu betrinken. Somit war denn zwischen Beiden alles in Richtigkeit gebracht, und Kaspar war Herrn Balthasar's Kellner von Stund an. Die würdigen Stammgäste Balthasar's hatten aber bald den Kellner Kaspar liebgewonnen, maßen er die liebe Einfalt selber schien, und alles über sich ergehen ließ, was die lustigen Bamberger, wenn der Wein ihnen zu Kopf stieg, mit ihm trieben; denn die Bamberger machen sich gerne ein Späßchen, wenn sie Einen finden der dümmer ist als sie, obgleich sie sich nicht für so klug halten als die Berliner, und vielleicht nicht einmal wissen, was die „ungeheure Ironie" für ein Ding ist. Der Kaspar konnte aber auch gar zu absonderlich dumme Antworten geben, und da die meisten Leute bei weitem lieber etwas Dummes, denn etwas Kluges, reden hören, so war es kein Wunder, daß Kaspar bald der Liebling Aller war; Herr Balthasar selber hielt ihn für ein wahres Kleinod, denn seit Kaspar den Schenken machte, ließen sich die Stammgäste noch um eins so viel einschenken. Je mehr aber nun Herr Balthasar seinen Kellner um seines einfältigen Gemüths halber liebte und achtete, um so mehr bekümmerte es ihn, daß Kaspar weder vor Melchior's noch Rosa's Bliken Gnade finden konnte, ja daß Beide dem Schwiegersohn und Eheherrn zu verstehen gaben, sie könnten kein Herz zu dem Menschen fassen, in dessen ganzem Wesen sie etwas Verstecktes, Bedrohliches erkannt haben wollten, und die junge Frau sprach warnend: „Lieber Balthasar, ich fürchte Du nährst eine Schlange an Deinem Busen."

„O du gütiger Himmel," rief darauf Herr Balthasar, „o du gütiger Himmel! ist es möglich, daß die Tugend und die Dummheit so verkannt werden kann? Wer ist noch sicher auf Erden vor Bosheit und Verläumdung, wenn nicht einmal mehr mein ehrlicher dummer Kaspar, dessen Dummheit mir so manchen blanken Gulden einbrachte, ihrer Merkwürdigkeit halber in dieser superklugen Welt," — und zum ersten Male seit dem Tage, da er seine junge Frau sich hatte antrauen lassen, zürnte Balthasar mit ihr, weil sie nicht an Kaspar's Dummheit glauben wollte, an die Balthasar glaubte wie an seine Klugheit. Doch auch Balthasar, so sehr er den Kaspar liebte, hatte Eins an demselben auszusetzen, und eben dies fiel ihm jetzt schwer aufs Herz, da man ihm von Kaspar's verstoktem Wesen vorgeredet hatte. Er beschloß deshalb mit seinem Kellner ein ernsthaftes Wort zu reden, und wie es seine Art war, wenn er sich zu irgend einer wichtigen Unterredung vorbereitete, so ging er in seinen Keller, wo er allemal durch einen guten Trunk das Triebräderwerk seines Geistes in die gehörige Bewegung setzte. — Nun befand sich aber Balthasar, wie gesagt, in einer sehr aufgeregten Stimmung, indem er sich mit seiner jungen Frau gezankt hatte, und in Folge

dieses Aergers begab es sich hinwiderum, daß Balthasar im Keller vor dem Mutterfäßlein des Guten etwas zu viel that, so daß er, als er wieder die Kellertreppe hinauf ans helle Tageslicht stieg, nicht anders vermeinte, als auf dem Kirchdache gegenüber säßen die lieben Engelein und wären betrunken. Er war es aber selber, und als ein sehr betrunkner Mann trat er vor seinen Diener hin, diesen eine Strafpredigt zu halten. „Kaspar," sprach er und seine Zunge lallte dabei was weniges, „Kaspar! Du wirst verkannt wie so manches Genie auf dieser schlechten Welt, aber gräme Dich nicht deshalb, denn ich, ich kenne Dich, ich achte und liebe Dich, denn ich weiß: Du bist ein Schafskopf; allein ein Schafskopf zu sein ist nicht genug, um Anerkennung zu finden, Du mußt auch scheinen was Du bist — durchaus! verstehst Du? Du darfst nichts thun, was die Welt auf den Gedanken bringen könnte, Du wärst nicht was Du bist, nemlich dumm. — „Warum sollte ich denn nicht dumm sein," sagte Kaspar, „und so gut wie der Herr?" — „Das sage ich ja auch!" entgegnete Herr Balthasar. „Aber die Welt — die Verhältnisse — der wachsende Unglaube an dem Höchsten und Heiligsten — kurz Kaspar, man hat Dich in Verdacht, Deine rührende, kindliche Einfalt sei schnöde Verstellung und Du selber ein verdammter Filou, der sich dumm stelle, um mir und den Meinen zu schaden." — Wäre Herr Balthasar in diesem Augenblik nicht betrunken gewesen, so hätte er bemerken müssen, wie Kaspar bei diesen Worten die Farbe wechselte und mit wahren Basiliskenaugen ihn anschaute — so übersah er dieses und fuhr fort: „Sieh Käsperchen, ich habe Dir, als ich Dich in meine Dienste nahm, gesagt, Du dürftest Dich nicht besaufen, denn das Saufen ist ein Laster und erniedrigt den Menschen unter das Vieh, wie Du bemerkt haben wirst, wenn Du jemals Gelegenheit hattest — einen Betrunkenen zu beobachten, wie er mit verglasten Augen im Zikzak dahin taumelt — wie seine Zunge lal — la — la — lallt, anstatt zu reden — wie er, kaum vermögend sich auf den Beinen zu erhalten — Du verstehst mich — (hier plumpte Herr Balthasar in einen Sessel nieder, und sah seinen Kellner mit verglasten Augen an). „Ach Herr Balthasar! Sie sind ja selber betrunken," rief Kaspar. „Es ist möglich, Kaspar," sprach Herr Balthasar und fing bitterlich an zu weinen, ich habe mich mit meiner Frau gezankt, Kaspar, Deinetwegen Kaspar; ach Kaspar, ich habe an Dir gezweifelt — Kaspar ich zweifle noch an Dir, und beschwöre Dich, hilf mir diesen Zweifel bannen!" und immer reichlicher floßen, während er so redete, Herrn Balthasar's Thränen. „Was soll ich denn thun?" fragte Kaspar. „Dich betrinken!" schluchzte Herr Balthasar, und als Kaspar ob dieser seltsamen Forderung zurükprallte, fuhr Herr Balthasar fort: „Versage mir diese Bitte nicht, o Kaspar, betrinke Dich und tüchtig! nur wenn ich Dich besoffen gesehen habe, kann ich wieder wie früher an Dich glauben! — kann ich Dich rechtfertigen vor den Andern! Knill*), wie man es nennt, will ich Dich Deinen Anklägern gegenüberstellen und ihnen zurufen: „Seht diesen deutschen Jüngling! jeder Zoll betrunken! Kann Falsch in einem solchen wohnen? Verstellung? Haß? Rachsucht? — O glaube mir,

*) „Knill," Provinzialbezeichnung für den höchsten Grad der Betrunkenheit, „Bokfteif" nennt es der Hamburger.

Kaspar, ich werde sie überzeugen, sie sind nicht ohne Gefühl — Hand in Hand werde ich mit Dir vor ihnen hintreten — Frau, will ich sprechen, Schwiegervater, schaut her, das hat ein Freund für den andern gethan, er hat sich besoffen; o es wird sie rühren — darum, Kaspar, komm in den Keller, laß uns trinken, trinken!" Da aber riß sich Kaspar mit Hohngelächter von seinem Herrn los und grinsete ihn an: „Verdammter rothnäsiger, breitmäuliger, kahlköpfiger, glotzäugiger Nußknaker! daß Dir der schwarzgefiederte Satan Eimerweise geschmolzenen Schwefel in Deine ewig dürstende Kehle gieße; betrinken soll ich mich und in der Betrunkenheit es verrathen, wie ich euch allesammt so lange täuschte, indem ich mich dumm stellte, um euch alle um so sicherer dem flammenden Höllenpfuhle zuzuführen? — Wisse, elender Erdenwurm, wisse, daß ich nicht Kaspar heiße, daß ich nicht dumm bin, ich bin Franz — der unglükliche Franz, dem Du die Heißgeliebte vor der Nase wegheiratheteſt; da schwur ich Dir Rache, und um gewiß zu sein, daß sie mir werden müsse, übergab ich mich dem Bösen — doch an der Tugend Deines Weibes scheiterten meine Künste — sie durchschaute mich und meine Absicht noch bevor ich eine Erklärung gewagt — der Teufel hielt mir nicht Wort und umsonst bin ich ihm verfallen, doch nein! nicht umsonst — Gab er mir doch das Pistol mit der nimmer fehlenden Kugel*) — tu est perdu George Dandin — Hilf zu, Samiel!" — Damit griff Franz in den Busen, in welchem er die Pistole schon lange verborgen mit sich herum trug, zog sie hervor und richtete sie auf den vor Schrek völlig nüchtern gewordenen Herrn Balthasar, der nicht anders vermeinte, als nun sei sein leztes Stündlein gekommen. Aber die Pistole ging nicht los, denn eben als Franz losdrüken wollte, stürzte Rosa in das Zimmer, warf sich mit lautem Angstschrei an die Brust ihres Gatten, und mit Wuth, Scham und Verzweiflung gewahrte jetzt Franz, daß er anstatt eines geladenen, niefehlenden Pistols eine halbe Salamiwurst in der Hand hielt.

Heinrich von Kleist.

Ein Fragment nach den Mittheilungen einer Freundin.

Lord Byron behauptete: um ein Dichter zu werden, müsse man entweder unglüklich oder verliebt sein, und fügte hinzu: „Ich war beides, als ich meine ersten Gedichte schrieb, die nicht das Schlechteste sind, was ich geschrieben habe, so bitter sie von den Kritikern getadelt wurden." Heinrich v. Kleist hat wenigstens den Ausspruch Byron's durch sein Leben nicht widerlegt, — schon seine Kindheit wurde ihm verbittert, da seine Erzieher die eigenthümliche Organisazion des Knaben zu beachten nicht der Mühe werth hielten, und ihn für begangene Fehler straften, an denen ihre Art ihn zu behandeln die meiste Schuld trug. Die Folge war ein scheues Zurükziehen des Knaben in sich selbst auf der einen, und ein un-

---

*) Die Leser wollen sich erinnern, daß, als Hoffmann diese Geschichte erzählte, eben der Freischütz ganz Berlin allarmirte.

bändiger Troß auf der andern Seite. Beides unnatürlich, denn von Natur war Kleist offen, sanft, träumerisch, edel. — Den Wissenschaften und der Poesie mit Leidenschaft ergeben, allen Zwang und alle Pedanterie verabscheuend, mußte er dem Militärstande sich widmen, dessen Gesunkenheit in seinem Vaterlande damals sprichwörtlich war, indem namentlich unter den Offizierchören ein Geist Herrschaft gewonnen hatte, der zu nichts weniger berechtigt war: als auf Achtung und Vertrauen Anspruch zu machen. Kleist konnte sonach seinen Kameraden nie ein „guter Kamerad" sein, und da ihn der Kamaschendienst, auf welchen damals eben so viel gegeben wurde, in tiefster Seele anekelte, so hatte er sich denn auch bald den Ruf eines schlechten Soldaten zugezogen, obgleich es gewiß ist, daß er freudig und gewissenhaft, wie später Körner, im Kampfe für die Freiheit seinem Manne gestanden und sein Blut dahin gegeben haben würde.

Widerwärtig in allen äußern Verhältnissen, hatte sich somit schon das Leben des Knaben wie des Jünglings gestaltet, und mit dem Eintritte in das Mannesalter änderte sich in dieser Hinsicht nicht nur nichts, sondern neue drükende Sorgen traten ihm entgegen, die Sorgen um das Allernothwendigste für seinen Unterhalt. Kleist war ein Dichter, und ein Dichter, von welchem ein anerkannt urtheilsfähiger Mann schrieb: wenn Kleist sich gehörige Ausbildung erwirbt, wird er Schiller und Goethe übertreffen; aber die Werke dieses Dichters, obgleich mehrere derselben im Druke erschienen waren, waren noch im Jahre seines Todes vielen seiner persönlichen Bekannten völlig unbekannt, das größere Publikum schien kaum zu wissen, daß noch ein Dichter Kleist existire, sondern dachte, wenn dieser Name genannt wurde, höchstens noch an den Obersten E. v. Kleist, der im siebenjährigen Kriege gefallen war und auch gedichtet hatte. Es hat viele Dichter gegeben, die nicht minder arm und auch wohl noch ärmer waren als unser Heinrich; aber so wenig Anerkennung bei seinen Lebenszeiten, als dieses göttliche Genie, fand der schlechteste Verseschmied in Berlin nicht, und während die Schmutzromane eines Julius von Voß in allen Leihbibliotheken in mehreren Exemplaren vorhanden waren, während seine elenden Possen und sogenannten Volksschauspiele auf der königlichen Bühne florirten, wurden Kleist's „Käthchen" und sein großartiger „Prinz von Homburg" unaufgeführt bei Seite gelegt, und nur Tiek rettete bekanntlich die letzte herrliche Dichtung vom Flammentode, dem der tiefgekränkte Kleist sie übergeben wollte. Selbst was mehr zur Unterhaltung des Publikums geeignet war, seine meisterhaften Novellen: Michael Kohlhans, das Erdbeben zu Chili, die Verschwörung auf St. Domingo, so wie das schauerlichste Nachtstük, was je geschrieben wurde: das Bettelweib von Locarno, machten den Dichter so lange er lebte seinen Landsleuten nicht bekannter, und gehen wir die Geschichte der Literatur durch, so finden wir kein Beispiel eines ähnlichen tragischen Geschiks irgend eines Dichters, denn wahrlich an das Fabelhafte grenzt es doch, daß die beste Freundin Kleist's in Berlin, nachdem sie so eben eines seiner von Weber in Musik gesetzten Lieder gesungen hatte, ihn unbefangen fragte: „ob er nicht vielleicht wisse, von wem das hübsche Gedicht sei?" — Holtey schrieb ein Drama: Lorbeerbaum und Bettelstab, worin er genugsamen Jammer auf das Haupt eines armen Teufels zusammenhäuft, der auch Hein-

rich heißt und auch einen Dichter vorstellen soll, obgleich er im Grunde nichts ist als ein großer Pinsel — doch all dieser erdichtete Jammer ist Kinderei gegen das, was Kleist — der kein Pinsel, wohl aber der größte deutsche Dichter seit Schiller und Göthe war — erduldete.

Auch nicht ein einziger wahrer Lichtblik des Glükes ist ihm in seinem Leben geworden, und eben jene Dichtung, welche noch nach Jahrhunderten die Welt entzüken und rühren wird — sein Käthchen — ist die Frucht des tiefsten Seelenschmerzes, der bittersten Täuschung, und recht eigentlich mit seinem besten Herzblut geschrieben. Kleist war kein Jüngling mehr, als er seine erste tiefe Neigung zu einem jungen Mädchen faßte, welches diese Neigung erwiderte, das heißt nach ihrer Art, oder vielmehr nach Art aller guten, wohlerzogenen Mädchen, die sich einen Mann wünschen, und welche es dankbar erkennen, wenn einer kommt, der es ehrlich mit ihnen meint; daß dieses bei Kleist der Fall sei, sah seine Geliebte sogleich, und sie wünschte gewiß nichts sehnlicher, als daß recht bald der Tag erscheinen möge, wo Kleist sie zum Altare führen könne; aber leider hatte Kleist noch keine sichere Anstellung, und an eine ordentliche Versorgung muß doch ein vernünftiges Mädchen denken, wo von Heirath die Rede ist. Wie Kleist einem so erzprosaischen Geschöpfe gegenüber so lange sich selbst täuschen konnte, indem er glaubte in ihm das Ideal gefunden zu haben, nach dem sein Herz so lange und vergeblich sich gesehnt — das läßt sich allerdings nur dadurch erklären, daß Kleist eigentlich die Welt nie sah, wie sie wirklich war. Genug, er liebte, und zwar mit der ganzen ungemessenen Kraft und Leidenschaft, deren er fähig war, und daß seine Geliebte durch diese gewaltige Liebe eines Menschen, wie Kleist, nicht erschrekt und beängstigt wurde, beweiset am besten, wie wenig sie ihn verstand und eigentlich liebte. Kleist aber sollte das bald erfahren — er mußte nach Berlin, wo er für seine Dichtungen wirken wollte, daß sie auf der königlichen Bühne aufgeführt würden; auch hatten einige Berliner-Freunde ihm Hoffnung gemacht, daß ihm eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessene Anstellung im Staatsdienste nicht entgehen dürfte, wenn er deshalb nur die rechten Wege einschlüge. Kleist war entschlossen die Reise anzutreten, stellte aber vorher an seine Geliebte eine Forderung, deren Erfüllung ihn als der höchste Beweis ihres Vertrauens und ihrer Liebe gelten sollte. Aber seine Geliebte bebte vor dieser Forderung zurük. — Kleist bat, beschwor, weinte, drohte — ein entschiedenes Nein war die Antwort seiner Geliebten, und außer sich, rief Kleist endlich: „Du hast es ausgesprochen! wir sind geschieden.“ Vielleicht — ja höchst wahrscheinlich, werden die meisten meiner schönen Leserinnen den armen Kleist unbarmherzig verdammen, daß er von seiner Geliebten verlangte, wovor diese zurükbeben mußte, denn sie werden glauben, es sei etwas gewesen was kein sittliches Mädchen einem Manne gewähren darf, bevor nicht der Segen der Kirche ihren Bund geheiligt. Aber das zu fordern lag nicht in Kleist's Natur, der bei aller freier Ansicht nicht im Stande gewesen wäre, selbst den Zauber zu zerstören, der für ihn in dem Gedanken lag: ein unentweihtes Mädchen als Weib heimzuführen. Kleist hatte von seiner Geliebten verlangt, daß ihre Korrespondenz vor jedem Dritten, also auch vor den Eltern seiner Geliebten, geheim betrieben werden sollte. Was er seiner Geliebten schrieb,

sollte nur für sie allein geschrieben sein, was sie ihm schrieb, sollte nicht erst die Zensur der Mama passiren. Geistige, unbedingte Hingebung ihres ganzen Wesens verlangte er von ihr, und darauf wollte das wohlerzogene Mädchen nicht eingehen. Der Bruch zwischen Beiden war also erklärt, und wahrscheinlich reichte das Mädchen später einem Manne ihre Hand, der nicht so exzentrische Forderungen an sie gestellt hatte, als der melancholische Poet. — Doch dieser vermochte sich so leicht nicht zufrieden zu geben: Schmerz, Zorn und Scham, daß er sich selber so lange Zeit über den Gegenstand seiner Liebe getäuscht, nahmen ihn arg mit. Um ihre Weigerung zu rechtfertigen, hatte seine Geliebte ihm viel von Tugend, Sitte und kindlicher Pflicht, von Schiklichkeit und Rüksichten, welche ein junges Mädchen in der Welt zu nehmen habe, vordeklamirt. — Kleist, aufs äußerste darüber erbittert, beschloß ihr das Bild eines Mädchen entgegen zu stellen, das Alles dem Manne ihrer Liebe opfert und dabei doch engelrein bleibt; in fast fieberhafter Aufregung ging er ans Werk, und in wenigen Wochen lag das „Käthchen von Heilbronn" vollendet da. — Wie traurig es dem armen Kleist auch mit diesem Stüke erging, wie das deutsche Publikum es erst nach des Dichters Tode durch Fr. v. Holbein's Bearbeitung für die Bühne kennen lernte, darüber hat Bülow sich in seinem Lebensabriß Kleist's zu Genüge ausgesprochen; nicht unerwähnt darf aber hier bleiben, wie herzlos das gebildete Berlin sich gegen den genialen unglüklichen Dichter bewies, wie die kleinlichsten Kabalen angewendet wurden, um selbst den Versuch, seine Dramen auf die Bühne zu bringen, zu hintertreiben, wie seine Zerstreutheit, seine Art zu reden und sich zu tragen, ausgebeutet wurden, ihn lächerlich zu machen, ihn als einen halb Wahnsinnigen darzustellen, oder gar wie man sich mühte, die schändlichsten Lügen über ihn und eine unglükliche Frau, die endlich allein noch Theil an seinen Leiden nahm, zu verbreiten. — Von frühester Jugend an hatte Kleist sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, dereinst freiwillig zu enden — doch nicht als Feigling, der das Leben nicht mehr zu ertragen vermag, — und höchst wahrscheinlich würde er auch inmitten des Glüks endlich seinen Entschluß ausgeführt haben; doch bleibt es gewiß, daß eben damals ein äußerer Anstoß dazu gehörte, ihn in den Tod zu treiben, und immerhin kann man behaupten: Kleist sei eigentlich an den Berlinern von 1811 gestorben. Mit ihm zugleich starb seine letzte Freundin, die — durch eine Lüge ihn veranlaßt hatte, mit ihr in den Tod zu gehen. — Der verfallene Grabhügel der beiden Unglüklichen befindet sich auf einer Anhöhe bei Potsdam, unfern dem sogenannten Jägerhofe, in dessen Garten er erst seiner Freundin eine Kugel durch das Herz, sodann sich selbst eine durch den Kopf schoß.

Kleist's Persönlichkeit, obgleich in ihr etwas düsteres und beängstigendes lag, soll doch, besonders für Frauen, höchst anziehend gewesen sein. Für gewöhnlich sprach er wenig und in gedrängter Kürze, doch regte ihn ein Gegenstand dergestalt an, daß er das Bedürfniß fühlte, sich darüber auszusprechen, so riß seine Rede alle Zuhörer mit sich fort — oft geschah es aber daß er mitten im Redestrom plötzlich abbrach, vor sich hinstarrte, als erblike er irgend etwas vor sich, und dann in dumpfes Hinbrüten versank, wo dann nichts mehr aus ihm heraus zu bringen war.

Die Unterdrüker seines Vaterlandes haßte er glühend — aber die Mehrzahl seiner damaligen Landsleute verachtete er und hielt damit nicht hinter Bergen. Daß, wo von seinem Vaterlande die Rede war, er nichts anderes als das gesammte Deutschland im Sinne hatte, bewies die Antwort, die er dem damaligen, allmächtigen Minister gab, in dessen Händen seine Zukunft lag. — „Sind Sie ein Schlesier?“ fragte dieser. „Ich bin ein Deutscher“ entgegnete Kleist mit scharfer Betonung.

Und das deutsche Vaterland erkennt ihn jezt als einen seiner genialsten größten Söhne, wie es deren so viele zählt, die gleich dem armen Kleist erst sterben mußten, bevor sie die verdiente Anerkennung fanden.

Im Arm der Liebe.

Schmiege dich an meine Brust,
Wie die Welle an die Klippe,
Lasse rauschen Lieb' und Lust
Von der sanggewohnten Lippe:
Traurig bin ich, süßes Kind!
Mußt mit leisen Liederweisen
Fächelnd um die Seele kreisen,
Wie um Blumen kreist mit leisen
Athemzügen hin der Wind.

Schmieg' dich liebend an mein Herz,
Das nun geht in hohen Wogen,
Da vom Leben wild der Schmerz
Kam im Sturme angezogen:
Singe, bringe mich zur Ruh'!
Gleite drüberhin mit süßen
Liebberauschten Flammenküssen,
Und mit deiner Seele Grüßen
Stillst den wilden Aufruhr du.

Was mich drükt ich weiß es nicht,
Aber du sollst mich nun schmüken,
Du mein Alles, du mein Licht!
Sollst mir schöne Blüten pflüken
Von der Liebe grünem Baum;
Jubeln sollst du, freudig singen,
Duftige Blumenkränze schwingen,
Mit den Kränzen mich umschlingen,
Du mein Licht, mein seliger Traum!

Liebe mich, o liebe mich!
Bring zur Ruh' des Aufruhrs Welle,
Daß die Liebe mich und dich
Mit der süßen Lust durchschwelle;
Freudig will ich wieder sein!
Will die Lust zurük nicht drängen,
Ziehe mit den hellsten Klängen
Und mit jubelnden Gesängen
Dann in deine Seele ein!

Nordmann.

Das alte und neue Theater in Hamburg.

Wenn der günstige Leser, der noch nie in Hamburg war, vom alten Jungfernsteige mit seiner prächtigen Promenade und seinem weltberühmten Alsterbassin hinaufgeht, so daß er den neuen Jungfernsteig, auch Esplanade genannt, rechts liegen läßt, so gelangt er auf den Gänsemarkt, nebst dem Michaelisplatz wohl der größte Platz der innern Stadt, wie sie vor

dem großen Brande war. Der Leser schreite immer gerade aus, dem Dammthore zu, da wird er plötzlich — wieder rechts ein mächtig großes Gebäude von höchst einfacher Architektur im Aeußern erbliken. Das ist das neue, große, nach Schinkels Plane erbaute Hamburger Schauspielhaus, vom alten Kapellmeister seiner Zeit im Freischütz (einer in Hamburg erscheinenden Wochenschrift), nur „das Dammthor-Häusel" genannt. Bevor aber der Leser bis zum Dammthor-Häusel gelangt, kommt er — abermals rechts — an ein kurzes Sakgäßlein vorüber und im Fonde dieses Sakes erblikt er ein altes, schmales, hohes, unansehnliches Bauwerk, mit einem schadhaften Dache und einigen Thüren, zu groß für ein gewöhnliches Wohnhaus und zu klein als daß er aus ihnen den Schluß ziehen könnte, das Haus sei früher ein öffentliches Gebäude gewesen. Ein wohlbeleibtes Hamburger Stadtkind schreitet in diesem Augenblike gewichtigen Trittes daher. Es erkennt in dem günstigen Leser den Fremden, es bemerkt die Aufmerksamkeit mit welcher der Fremde das alte Gebäude betrachtet, so wie daß er im Zweifel ist, was er daraus machen soll — und das Hamburger Stadtkind tritt neben den Fremden hin, rükt an den Hut und spricht mit einer gewissen Feierlichkeit: „Dat is das olte Comödienhus wo noch der grote Schröder und Brokmann speelt heft," und so geht er weiter und du betrachtest dir mit Rührung und Ehrfurcht das alte, verfallene, unansehnliche Haus und gedenkst der Worte des großen Dichters:

„Die Stelle, die ein edler Mensch betrat
Bleibt uns geweiht für alle Zeiten."

Schreiber dieses thut sich in seinen alten Tagen noch nicht wenig darauf zu Gute, daß er als ganz kleines Bübchen auf denselben Brettern Komödie agirte, auf welchen die berühmtesten deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen gestanden hatten, vom großen Ekhof an, bis auf den großen Meister Ludwig — welche Erinnerungen!

In dem alten Parterre ohne Sperrsitze, in einer Eke links an einen Logenpfeiler gelehnt, da hatte immer, wie mir ältere Hamburger erzählten, ein untersetzter Mann, zierlich frisirt und gekleidet, gestanden, die scharfen Augen fest auf die Bühne gerichtet. Es war der damalige Dramaturg Herr Gotthold Ephraim Lessing gewesen, und neben der großen Loge der Bühne gegenüber in einer kleinen, kaum für zwei Personen Raum gewährenden Loge, da saß für gewöhnlich der große Schröder, als er selbst nicht mehr spielte, aber noch Direktor war und sah sich das Spiel mit an.

Die Glanzperiode des Hamburger Schauspiels war im Grunde schon mit Schröders erstem Rüktritt von der Direkzion vorüber und unter Herzfelds und Eules Leitung war das Theater bald wirklich herzlich schlecht geworden, was den alten Schröder veranlaßt sich noch einmal der Sache anzunehmen. Aber Schröder war alt geworden und zu Zeiten etwas wunderlich und bald merkte er selber, daß seine Kraft nicht mehr ausreiche das gesunkene Institut wieder zu heben, er trat zum Zweitenmale zurük — da starb Eule und Dr. L. Schmidt wurde Herzfelds Mitdirektor. Schmidt war ein tüchtiger Mann, Schauspieler mit Leib und Seele und besaß Energie genug um selbst der Madame Herzfeld zu imponiren. In der That gelang es ihm, dem Hamburger Stadttheater wieder einen bedeu-

tenden Platz in der allgemeinen Achtung zu erringen und das Conversationsstük war der Schröderschen Epoche würdig. Herzfelds Nachfolger in der Mitdirektion war Lebrün, ein vortrefflicher Künstler, ein gebildeter Mann und herziger Mensch, leider ohne große Charakterstärke und in späteren Jahren einer Leidenschaft sich hingebend, die schon manchen genialen Künstler vor der Zeit zu Grunde gerichtet. Unter Lebrüns Mitdirektion ward das alte Hamburger Theater geschlossen und das neuerbaute im Innern wahrhaft prächtige Dammthor-Häusel eröffnet. Die älteren Theaterfreunde Hamburgs sahen mit Schmerz den Schluß ihres alten, geliebten Kunsttempels und sie hatten guten Grund dazu! Um das große, neue Haus zu füllen und bedeutende Tageskosten herauszubringen, reichte das Schauspiel nicht mehr aus, die Oper mußte das Meiste thun.

Es ist gewiß, die Oper war damals in Hamburg vortrefflich, der noch jetzt fungirende Kapellmeister Karl Krebs hatte ein Orchester gebildet, wie es in dieser Vollkommenheit im Norden Deutschlands nie zuvor existirte. Dazu besaß das Theater in Cornet einen Tenoristen, der hinsichtlich des Spieles alle seine Collegen weit überragte und dessen Stimme damals noch in voller Kraft zu wirken vermochte. Als Sängerinnen wirkten die Damen Cornet, Mädel, Fischer, Betti Schröder; so wie die für längere Gastspiele engagirten Sängerinnen Kraus-Wranitzky, Grünbaum und Tochter, und Doris Devrient, die Gattin des für das Schauspiel engagirten Emil Devrient; an ausgezeichneten Gästen fehlte es weder im Schauspiel noch in der Oper; ich nenne hier nur die Namen Ludwig Devrient, die Schröder-Devrient, Bader, Breiting, Blume, Rott, die große Schröder, Holtey u. s. w. Kurz das Theater leistete viel, mehr als viele andere große reich dotirte Bühnen — aber dennoch entging es keinem ächten Kunstfreunde, wie die wahre Kunst immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen ging, wozu die Zerwürfniße der Direkzion mit mehreren ihrer bedeutendsten Mitglieder, wie Emil Devrient und Cornet — die deren Abgang zur Folge hatten, nicht wenig beitrugen. —

Lebrüns Kraft als Direkzionsführer und Schauspieler nahm mit erschrekender Schnelligkeit ab — er trat bald ganz von der Bühne und deren Leitung zurük und starb kurze Zeit darauf. Sein Nachfolger Mühling, ein ehemaliger guter Tenorist und später eine Zeitlang Theaterdirektor in Köln am Rhein, betrieb die Sache lediglich als Geldspekulation. Nach Schmids Tode vereinigte er sich zur Fortführung des Geschäftes mit Cornet. Ich habe Cornets früherer Verdienste als Sänger und ausgezeichneten Darstellers gedacht und füge noch hinzu, daß ihn z. B. als Masaniello, kein anderer deutscher Sänger erreicht hat, das kann aber mich nicht abhalten zu sagen, was allgemein bekannt ist, daß Cornet einer der händelsüchtigsten und eigenwilligsten Menschen ist, die es gibt, daß er zwar allerdings weiß, was zur Kunst gehört, durchaus aber keinen Begriff davon hat, wie ein wahrer Künstler, der nicht nur um Lohn dient, behandelt sein will. Wie Cornet früher, da er noch ein berühmter, gefeierter Sänger war, oft Direkzion und Publikum schikanirte, so wollte er jetzt als Direktor es mit seinen Untergebenen halten und auch dem Publikum Troz bieten, natürlich, daß er bald von den Künstlern wie von dem Publikum gehaßt wurde — aber troz dem

hätte er sich wohl noch länger halten können, denn wie man ihn haßte, so fürchtete man ihn auch. Da beging der sonst so verständige, schlaue Mann dieselbe Thorheit, wie hier in Wien der einst berühmte Sänger Wild, er wagte es, alt, stimmlos und stumpf in seiner frühern Glanzparthie, den Masaniello vor dem Hamburger Publikum zu erscheinen, von welchem der größte Theil nicht mehr wußte, was Cornet in früheren Jahren geleistet hatte, sondern seine Leistung nur mit der späteren eines Wurda und Tichatschek verglich — der Erfolg konnte unter solchen Umständen für den alten Künstler kein anderer als ein höchst demüthigender sein — er hatte sich lächerlich gemacht und nun brach Alles gegen ihn los, denn einen Lächerlichgemachten fürchtet Niemand mehr. — Ob Cornet, wie er in seiner unter Gezisch und Hohngelächter gehaltenen Abschiedsrede behauptete, wirklich sein ganzes Vermögen seiner Direkzionsführung geopfert? ehrlich gesagt, ich glaube es nicht, denn sein Mitdirektor hatte sein Schärfchen ins Trokne gebracht, und Cornet ist kein schlechterer Rechner als Mühling und überdieß noch Jurist. Das aber ist gewiß, daß beide Direktoren unfreiwillig von der Direkzion zurüktraten, welche jezt an dem Eigenthümer und Direktor des zweiten Hamburger Stadttheaters Mauriçe, so wie an den bisherigen Schauspieler Baison überging.

Bei Uebernahme der Direkzion versprachen Mauriçe wie Baison dem Publikum, Schröders Zeit zurükzuführen. — Das war, gelinde gesagt, Unsinn, allein das Publikum ließ sich diesen Unsinn gefallen, und erwartete Gutes. In der That begann die neue Direkzion ihr Wirken sehr glänzend mit der gelungenen Aufführung mehrer klassischen Opern. Das war das Verdienst des wakeren Kapellmeisters Krebs. Aber schon die Berufung Schindelmeissers aus Pesth machte dieser Herrlichkeit bald ein Ende, denn Schindelmeisser, obgleich ein trefflicher Dirigent, weiß nicht, was er eigentlich will, ausgenommen etwa, seine älteren Kollegen zu chikaniren. Wie Baison und Mauriçe auf den Einfall gerathen konnten, einen zweiten Kapellmeister zu engagiren, begreife ich nicht. Krebs hat seit zwanzig Jahren bewiesen, daß er der Mann ist, allein eine ausgezeichnet gute Oper zu leiten. Diesen Mann zu entlassen, würde ganz Hamburg gegen die neue Direkzion empört haben, aber wußte denn nicht wenigstens der weit herum gekommene Baison, daß nie etwas Gescheidtes dabei herauskommt, wo zwei Kapellmeister engagirt sind? Dachten sie nicht an Berlin, an Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy, nicht an Dresden, wo Reissiger und Wagner unaufhörlich die feindlichen Brüder aufführen? Freilich, bei keiner Doppel-Direkzion kommt etwas Gescheidtes heraus, und sehr gut wäre es für die Hamburger Bühne, wenn stets nur Einer, wie Schröder, das Ganze geleitet hätte. Es blieb denn auch der Zwiespalt zwischen den beiden neuen Theater-Direktoren nicht lange aus! Der mit so großen Verheißungen angestellte Dramaturg, der zweite seit Lessing, wurde sehr bald von den beiden Direktoren als ein überflüssiges und sie genirendes Möbel erkannt, Prutz mußte weichen, und Th. Hagen, als Theater-Sekretär, scheint sich einen bekannten Wiener Vorstadt-Theater-Sekretär zum Muster genommen zu haben, indem alle dramatischen Erzeugnisse, deren Verfasser oder Komponisten nicht seine besondere Protekzion nachsuchten, er zurük-

weiset, wobei es ihm gerade wie jenem Wiener Theater-Sekretär ergeht, daß, was er protegirt, bei der Aufführung jämmerlich durchfällt, wie erst kürzlich das Stük „Die Flüchtlinge". — Der Krieg zwischen den beiden neuen Direktoren ist offenkundig; offenkundig ist es, daß das Personale des Schauspieles, wie das der Oper, noch bedeutende Lüken zählt, so daß fortwährend meist theuere Gäste aushelfen müssen, Gäste, welche, troz eines großen, verdienten Rufes (wie z. B. Anschüz aus Wien), die Kasse, anstatt sie zu füllen, leeren. Es ist denn auch jezt schon in Hamburg kein Geheimniß mehr, daß das große Theater seit Antritt der neuen Direkzion mindestens keine Ueberschüsse zurüklegen konnte, und da Mauriçe schwerlich die Thorheit begehen wird, das große Stadttheater von seinem Thaliatheater zehren zu lassen, so könnte es sehr leicht kommen, daß früher, als Baison und Mauriçe sich vorgestellt, pekuniäre Verlegenheiten da wären, die, bei dem geringen Kredite, welchen das neue Unternehmen beim Publikum hat, schwer oder gar nicht auszugleichen sein dürften.

Dies ist der wahre Zustand des Hamburger großen Theaters in neuester Zeit; daß er nicht dauernd sein kann, ist gewiß, aber die kürzeste Dauer desselben ist für die Kunst ein großer Nachtheil, größer, als in einer anderen Stadt, da das Hamburger Publikum, man tadle es, wie man will, ganz gewiß wieder einem gutgeleiteten, das Interesse der wahren Kunst fördernden Theater jene Theilnahme und thätige Unterstützung zuwenden würde, wie dies in früherer Zeit der Fall war, um so mehr, als der Sinn für andere Künste, Malerei, Skulptur, und auch für die schöne Literatur bis jezt noch nicht Gemeingut der Hamburger wurde, so daß Musik und Theater allein es sind, wofür die Masse sich interessirt, ja, die ihm Bedürfniß ist, wenn auch nicht in dem Grade, wie den Wienern und Berlinern, die ohne Theater nicht existiren könnten.

Der Kern des Hamburger Publikums jedoch verlangt, je mehr er wirklich sich interessirt, auch in der Kunst Solidität. Das planlose Herumtappen widersteht ihm durchaus, und jezt um so mehr, als es durch häufige Reisen Gelegenheit hat, überall das Beste (wo sich dessen findet) zu sehen, und mit dem, was ihm daheim geboten wird, zu vergleichen.

Das Hamburger Stadttheater wird sich nur dann auf die Dauer erhalten, und sich für seine Unternehmer vortheilhaft rentiren, wenn der Hamburger mit Stolz davon zum Ausländer reden kann; der Hamburger ist aber zu klug, und besitzt zu Viel, worauf er mit Recht stolz sein kann, als daß er ein Institut rühmen sollte, dessen Gebrechen so offenkundig am Tage liegen, wie die seines jetzigen großen Theaters, und jede Direkzion, die nicht Dieses vor Allem beachtet, und ihrem Unternehmen eine möglichst solide Basis gibt, wird und muß in Hamburg über kurz oder lang zu Grunde gehen.

Norddeutsche Städte.

I.

Weimar. 1830.

Da war ich denn in dem lang und heiß ersehnten Ilmathen und Er lebte noch — Er! — Mit einem Empfehlungsbrief von Rosa Maria in Hamburg und einem ditto von

Rath Ludwig daselbst, begab ich mich zu Riemer, einem alten, unbehilflichen, gar nicht hübschen Herrn, der mich aber sehr gutmüthig empfing, jedoch drei Schritte zurükprallte, als er erfuhr, weßhalb ich eigentlich nach Weimar gekommen sei. „Goethe sehen? — Unmöglich! Er ist fast für Niemanden mehr sichtbar, verläßt kaum sein Arbeitszimmer, ist überhaupt alt geworden seit dem Tode seines Sohnes" — das war die Antwort, die ich am ersten Tage von Riemer erhielt, und St. Schütze und mein guter, alter, diker Hummel sprachen ganz dasselbe.

„Da bist du denn an die 70 Meilen umsonst per pedes gewandert, sagte ich mir und wanderte ziemlich verdrossen in mein Quartier zurük. Ich wohnte am Elephantenthor und der ewig selige Wirth, als er glüklich von mir herausexaminirt hatte, daß ich ein der Redensarten Kundiger und des Schreibens Beflissener sei, versicherte mir mit schwerer Zunge, das Stübchen, welches ich bewohne, sei dasselbe, in welchem die berühmte Frau von Arnim (Bettina) immer gewohnt habe, wenn der Elephantenwirth mich nicht belogen hat, was ich nicht glaube, da er immer besoffen war, so bewundere ich Bettinens Genügsamkeit und Geduld! Das Zimmer, obgleich es auf dem Markt hinausging, war düster und unfreundlich und während der paar Stunden, die ich nach meiner Ankunft todmüde im Bette lag, fielen Legionen Flöhe dergestalt über mich her, daß ich endlich wüthend aufsprang und mit Jaromir ausrief: „Ist die Hölle losgelassen?" Eine Nacht noch im Elephanten zu verbringen, konnte mir unter solchen Umständen nicht einfallen, ich bezahlte die mit vierfacher Kreide geschriebene Zeche und zog nebenan in den Erbprinzen, wo es wenigstens reinlicher und nüchterner herging, obgleich auch dort Speis und Trank unter der Kritik erbärmlich und über aller Kritik erhaben — id est unverschämt theuer waren. Wer von Dresden und Leipzig kommend noch eine miserablere Table d'hôte, als sie dort existirt, finden will, der gehe getrost nach Weimar und der Himmel weiß es, wie ich, der ich sonst in diesem Punkte sehr scheu bin, mich bei Hummel und meiner alten Jugendfreundin, der nun auch verstorbenen Hofschauspielerin Zischka, nicht vergeblich zu Tische bitten ließ. Auch bei dem alten Schauspieler Graf war ich einige Male zu Tische, und dieser erste Wallenstein erzählte mir viel Schönes von der schönen, weimarschen Zeit, die nun schon so lange vorüber sei und merkwürdig war für mich sein Ausspruch: „Seit Schiller starb, ist zeitlich auch Goethe für uns andere todt, er lebt nur noch für sich selbst." Das war, wie ich später erkannte und wie auch Andere mir bestättigten, eine furchtbare Wahrheit. Man nimmt für gewöhnlich an, Schiller habe sich dem Goethe untergeordnet, dem ist nicht so! Schiller, dieser edle herrliche Mensch, mit seiner glühenden Begeisterung für Menschenwürde und Freiheit, für Liebe und Zorn, (denn Schiller konnte zürnen und tüchtig) imponirte dem Goethe und Goethe ließ sich von diesem einzigen Menschen imponiren und gestand ihm zu, was sonst keinem, ja stellt nur, — wie Goethe sich selber ausdrükt — einen tüchtigen Kerl einem andern gleich tüchtigen entgegen, sie werden schon eins werden.

Abends besuchte ich das Theater. Es wurde Marschners Vampyr gegeben, ein selbstständiges, geniales Werk, wenn auch ganz im Genre des Freischütz, die Kapelle unter

Hummels Leitung, (der mir einen Sitz dicht neben sich im Orchester hatte bereiten lassen, damit ich ihn auf der Dirigentenbank bewundern sollte,) war ausgezeichnet brav und konnte sich damals mit der Dessauer-Kapelle unter Friedrich Schneiders Leitung, (für mich die ausgezeichnetste die existirt) messen; Genast als Vampyr, er ist der erste Darsteller dieser Parthie, war wahrhaft groß, ich habe diesen dämonischen Karakter nie wieder so vollendet darstellen sehen und erinnere mich lebhaft an Luiggi Bassi, den ersten und einzigen ächten Don Giovanni — alles Andere war ziemlich mittelmäßig und der Chor geradezu schlecht; als ich meinem diken Hummel dieses vorwarf, erwiderte er: einen guten Chor in Weimar zu Stande zu bringen, ist eine Unmöglichkeit, es wird den Leuten zu viel zugemuthet und sie haben dafür nichts als Knakwürste und Butterbemchen, und die Choristen sollen noch — ja, was Hummel mir jetzt für eine Harmsgeschichte mittheilte, kann ich freilich nicht wieder erzählen. Am andern Morgen kam mein lieber, versoffener Elephantenwirth in den Erbprinzen und erkundigte sich angelegentlich nach mich. Der Erbprinzenwirth mochte glauben, ich sei dem Elephantenwirth die Zeche schuldig geblieben und trat mit ihm donnernden Schrittes, grob die Thür aufschlagend und prustend in mein Zimmer, neigte sich aber gewaltig als der Elephantenwirth verkündigte: „bei mir sitzt der Herr Hofrath Riemer und will Sie sprechen gleich." — Ich flog in den Elephanten, Riemer saß am Fenster und betrachtete sich die eben vorübergehenden, zweifarbig gekleideten Karrensträflinge.

„Hören Sie Kind — ich zählte damals schon 31, — rief er mir zu — hören Sie, diesen Nachmittag können Sie mit mir zu Goethe gehen." Ich fiel ihm um den Hals. — „Nu nu! gesetzt, nur nur hübsch gesetzt, Sie sind ein Glükskind, aber gesetzt nur!„ —

Nachmittags zwischen 3 und 4 trat ich mit Riemer in Goethes Haus. Er hatte mich gefragt ob ich den Damen vorgestellt zu sein wünsche; ich Bär hatte es abgelehnt und so sah ich Ottilien nur flüchtig, die eben die schöne, breite Treppe herabkam, als wir selbe hinaufstiegen. Im Empfangszimmer trafen wir Goethes Liebling, die kleine Alma, das holde Kind sprang dem alten Freunde ihres Graßvaters entgegen und da der alte Herr etwas lange auf sich warten ließ, so machte ich unterdeß mit dem lieblichen Kinde gute Bekanntschaft, das mir bald ohne Umstände auf den Schooß stieg und treuherzig sprach: „erzähle mir auch was." Ich erzählte der Kleinen eines meiner Mährchen, (irr ich nicht, so war es das vom Fiedelhanschen) und das Kind sein liebliches Lokenköpfchen an meine Brust lehnend und meine rechte Hand mit seinen beiden Händchen festhaltend und von Zeit zu Zeit drükend, lauschte mir mit einer Andacht, wie sie sich nur bei Kindern findet; mitten in meiner Erzählung trat Goethe ein — Riemer erhob sich, ich wollte es, allein Alma hing sich wie ein kleiner Blutklumpen an meinen Hals und rief: Du sollst mir alles erzählen, wie es geworden ist." — „Da muß ich mit zuhören!" sprach der Gewaltige mit freundlichem Lächeln, „erzählen Sie zu Ende." Somit setzte er sich, Riemern stumm begrüßend. Es läßt sich denken, daß ich mein Mährchen so schnell wie möglich zu Ende brachte, aber doch besaß ich Eitelkeit genug, mir Mühe zu geben, gut zu erzählen. Es mochte mir gelungen sein, denn Goethe sagte:

Von wem ist das Mährchen?

Von mir —

Hat es dir gefallen, Alma?

Ja wohl!

„Schön!" und nun begannen die gewöhnlichen Fragen, was? woher? wohin? Geistreich, das muß ich sagen, war meine Unterhaltung mit Goethe eben nicht, bis ich meine mitgebrachten Mefistoskizzen auskramte. Diese schienen den alten Herrn zu interessiren, allein er tadelte mich, daß ich nur den Teufel mir zum Helden erwählt; „das Böse" dies sind Goethes eigene Worte „steht dem Guten gegenüber, mithin darf nie der Gegensatz zum Bösen, nämlich das Gute, fehlen. Wie wäre es, wenn Sie einen modernen Faust zeichneten, einen Destillator des unsichtbar Dämonischen in jeglichem Leben und Treiben? Einen Aufdeker schlimmer Zukunft und gut scheinender Gegenwart, und so umgekehrt! — einen gewaltigen Prediger des „Richtet nicht!" — Maler Faust! — was sagen wir dazu?" — Ich wußte denn freilich damals nichts zu sagen, und mag dem großen alten Herrn wohl mit einem echten Schafsgesichte ins große braune Auge gestiert haben, der aber wußte wohl, wie er das zu nehmen habe, nikte mir freundlich zu, sprach noch einige Worte mit Riemer, und gab dann durch Aufstehen das Zeichen, daß wir uns trollen könnten, jedoch nicht, ohne mich aufzufordern, ihn wieder zu besuchen, wenn ich nach Weimar zurükkäme. Als ich mich denn trollte, hing Alma sich an meinen Hals, und ich mußte die kleine Elfe so die Treppe hinabtragen, was dem alten Herrn gar sehr zu gefallen schien.

Wie ich den gräßlichen Fehl beging, den Dichterfürsten mit Goethe schlechtweg anzureden, wie mich Riemer deshalb noch vor der Hausthüre grimmig anfiel, das ist schon an anderen Orten genugsam erwähnt und bewitzelt worden, ich kann aber versichern, daß Goethe meine Treuherzigkeit nicht im Mindesten übel vormerkte, und ich mag es nicht wieder sagen, was mir später Graff, Hummel und St. Schütze darüber sagten, weil es arrogant klingen würde, obwohl es nur einfache Wahrheit ist. Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß Goethe den Menschen stets nahm wie er sich gab, gab er sich anders nur wie er wirklich war. Wenige Ausnahmen abgerechnet — Consistorialrath Röhr, Kanzler von Müller und einige andere, war Goethe in Weimar nur von unbedingten Bewunderern umgeben, die einen wahren Daley — Lama-Dienst ihm gegenüber und ihm zu Ehren übten und Jeden fern zu halten suchten, der nicht mit ihnen aus einem Horne blies, und trotzdem cursirten in Weimar die sonderlichsten Geschichten über das Goethische Haus, namentlich über seine verstorbene Gattinn und seinen unglüklichen Sohn, dessen Unglük allein dem Vater zugeschrieben wurde. Nun war aber natürlich Goethe so wenig mit dem gewöhnlichen Maßstab zu messen als irgend eine wirkliche Größe, und hatte Röhr in seiner an Goethes Grabe gehaltenen Rede allerdings was den geschiedenen Menschen betraf, vollkommen recht, so paßte das alles eben nicht auf einen Goethe, dessen Leben und Wirken nun einmal nicht vom gewöhnlichen Standpunkte aus beurtheilt werden darf, will der Beurtheiler nicht ungerecht, kleinlich — lächerlich erscheinen. Keiner hat, so wie Goethe, darauf gedrungen den Menschen so zu nehmen wie er ist, jede wirkliche Eigenthümlichkeit zu achten, selbst wo wir nicht mit derselben einverstanden sind und eben

diesem gewaltigen Vertreter der Rechte der rein menschlichen Natur wollen wir bemäkeln, weil er nicht frei war von menschlichen Schwächen?

Genug und übergenug davon, ich werde die Filister nicht ändern, aber kein Filister wird mich je überreden, daß Goethe nicht als Mensch wie als Dichter wahrhaft groß da stand, er war „bewußt," hielt daran bis zum letzten Hauche, und wenn das nicht Größe ist, so gibt es keine. Ich hatte mein Ziel erreicht, Goethen gesehen, gesprochen, hatte Schillers und Herders Haus besucht, in der Tafelloge nach Kräften gefeiert, und somit in Weimar nichts mehr zu thun; noch einmal besuchte ich den alten Elefantenwirth, da sah ich am Fenster einen hagern blassen Mann sitzen mit dunkel glühendem Auge, der abgetragene Rok war vom feinsten schwarzen Tuche, die Wäsche von blendender Weiße, die Bänderschuhe spiegelblank gewichst, aber der ursprünglich feine elegante schwarze Seidenhut jämmerlich zerknittert und abgegriffen; ich trat dem Manne näher — er sah mich scharf an, und bot mir dann stumm mit melancholischem Lächeln die feine, abgezehrte Rechte, er hatte mich erkannt wie ich ihn, es war — Leo. — —

Die Weihe des Aeschylus.

(Nach einer Stelle von Pausanias). 1845.

Friedrich Hebbel gewidmet.

Aeschylus, als Jüngling, Nachts im Weinberge seines Vaters (aus dem Schlaf auffahrend).

Schon wieder nahte durch die Nacht her mir der Schlaf,
Der schlaue Sieger. Und nur eben trugen noch
Kampfroßgeschirrte Bilder meinen tapfern Sinn
Vor Troja's Mauern in der Helden Schlachtgewühl.
Wie schwoll mein Herz, wie kühn vermaß ich mich, im Klang
Der Bogen, in der Wagen rasselndem Getön
Gleich mitzustreiten. Ach, doch einmal, einmal nur
Ward Peleus Sohn geboren. Denn, o Schmach, schon hier,
Wo dieses friedlich stumme Dionysosheer
Von reifen Trauben dunkelschimmernd mich umgibt,
Wo mich des lieben Vaters Auftrag hingestellt
Als Weinberghüter in den Kampf mit List und Schlaf,
Hier sinkt mein Haupt, von einem und demselben Feind
Zu wiederholten Malen schimpflich übermannt.
O Demeter, Schutzgöttin dieses Prachtgefilds,
Laß deine Feierlieder, die der Mysten Chor
Mit Fakelglanz und Myrthenzweigen weihgeschmükt
An dem Gestade dir zum Feste singt, o laß
Sie mahnend wiederklingen jetzt in meinem Ohr,

Und du Jacchos, ewig du lebendiger
Mit wachefrischen Augen halte mir
Den Traumgott fern, daß ich die sonnegebräunten
Erstlinge dir behüte,
Bis dein Fest naht,
Wo im Chortanz
Weindurchdonnert
Efeuprangend
Ich den Dithyrambus jauchze.

(Er versinkt allmälig in Träume.)

Langsam, träge Nacht
Spannungslose Sehne!
Wie lang wird mir die Jugend!
„Da nun, als sie gebetet zur Zeusjungfrau der erhabnen,
Schritten sie wie zwei Löwen dahin durch nächtliches Dunkel,
Hin über Tod, über Leichen, durch Rüstungen, dunkeles Blut hin!"
Homer! du Göttlicher! Leite mich!
Kühnheit, feurige Freundin der List, schwollst auf
Wie die Woge des Meer's,
Die Mauern stöhnten.
Doch wehe, weh!
Mit verhülltem Haupt
Steht blutaufzehrender Heimkehr Loos
Den Sichern schweigend im Rüken.
„Erfreue dich, Gatte, des heimischen Bads."
O listgestriktes, gattemordendes Netz,
Des Hauses Unheil fing in dir die Mutter.
O Loxias! Loxias!
Schwer ist die Wahl! doch, doch!
Vom Sohnesstahle getroffen sinkt
Die Mutter. Schlangenhaarige, weh!
Töchter der Nacht, bluttropfende Augen,
Wie entflieh' ich, in welchem Winkel der Erde
Berg' ich die sinnebestürmende Angst.

Die Stimme des Dionysos. Doch in Athen quillt
Heiligen, mordsühnenden Spruches Quelle.
Dulder, wende den Fuß, den weißen Stein
Ein weißes Segel der Hoffnung,
Den lösenden, wohlgesinnten,

Bietet der Göttin Hand und ihr honigspendender Mund.
Er besänftigt treu der Rächenden Durst
Und wirbt sie zu Töchtern des Segens.

Aeschylus (träumend). Ha, welch' wogendes, kündige Ruf mir an
Welch' ein wogendes Heer
— Den Scythen stürmt es
Mit Macht heran —
Braust kampftoll Asia's Bahnen daher
Zum heiligen Sitze Europa's?
O Alle von Susa, rossebeschwingt
Und Alle, die Babylon's goldprangendes Thor
Ausgoß, unzählig Volk, stolz schimmernd wallt es.
Doch nicht ist ein Gott schon,
Wer über Persien herrscht.
Der neuerstandene Iliastrotz
Er nahe nicht hellenischer Faust,
Einfache Lehre zweimal erprobend,
Daß die Mauer des Uebermuthes zerbröckelt
Unter den Händen des himmlischen Zorns.

Die Stimme des Dionysos. Doch es vermag nicht,
Strotzender Reichthum sich zu mäßigen.
— Ahnend sieht es mein Herz vorher, noch —
Vermag's nicht, bis er gewonnen
Den allreichen Hades.
Wagend den Kampf verspottet er frech die alten Orakel
Und dem frommeren Volk, das freudig des Heerds
Sein Leben verspritzt, unterliegt er.

Aeschylus (träumend). Wer auch wollte sich rühmen des Glüks, dem Haß,
Des unsterblichen Herrn
Zu entflieh'n, doch beuge
Ha, beuge mich
Wenn du kannst, Tyrann!
O Schmach! mein Haupt unterwarf dir die Welt,
Und du krönst es zum Lohne mit Ketten.
Zerknike der Sterblichen schwächliches Rohr
Zur Probe deiner verratherkauften Kraft:
Mich labt's, daß ich dein Feuer dir gestohlen —
O Schmach, o Schmach!...

Auch du, vom großen Verderber verhunzt,
Du, Jo, weh, unsägliches Leid!..
Stöhn' es, o Meer, Land stimme mit ein, weh!
Und ihr Völker Asiens all'! Ha, schleud're deinen
Blitz, ich verlach ihn und bleibe stumm.

Die Stimme des Dionysos. Ist doch auch Zeus gut.
Aus dem Geschlecht seiner Verachtung sprießt
Ihm der theure, der Kämpfer dir, o Mensch
Der Befreier dir, Prometheus;
Bereit ist ein Dulder Gott, sein
Blühendes Lebenslicht in des Hades schattigem Strom
Zu löschen, es lischt mit ihm der alte Haß
Und den Göttern lächelt Versöhnung.

Aeschylus (träumend). Und den Göttern lächelt Versöhnung!
Ha, welch' ein Licht naht aus dem duft'gen Dunkel mir?
Die Trauben schimmern lieblich von dem Silberglanz.
Ist es die leichtgeschürzte Artemis vielleicht,
Die aus den Wolken flüchtig zu mir niedereilt?
Wie? schau ich einen Gott? Sein Haupt ist weinumkränzt,
Die Glieder schwellen sanft in jugendlicher Pracht.
Ein milder Ernst schwärmte ihm auf seiner Stirn — du bist's
Geliebter, blühender, du bist's, duftströmender,
Du bist's, o purpurfrische Blüte des Götterstamms
Du bist's, o Dionysos.

(Breitet seine Arme aus und erwacht.)

Dionysos. Ich bin's, Sohn des Euphorion, was schauderst du?

Aeschylus. Ich Unglükse'ger! dir zu Füssen stürz' ich hin,
O daß ich deiner heil'gen Gaben so vergaß!

Dionysos. Erhole dich, denn nicht zur Strafe nah' ich dir.

Aeschylus. Welch' Leiden, welche Sühne heischest du, o Herr,
Heißt nicht schon Frevel, Götter blos mit Augen schau'n?

Dionysos. Nicht Jeglichem erscheint zum Untergang der Gott.
Du sprachest laut und stöhntest und da wollt' ich dich
Von deinem bösen Traum befrei'n und sprach dich an.

Aeschylus. Und deine Götterstimme lösete so treu
Mich aus des Traumes angstvoll umgeworf'nem Netz?

Dionysos. Ich that's, und warum stöhntest du so mächtig auf,
Mir schien, du träumtest göttergleicher Helden Kampf.

Aeschylus. O daß ich nur im blinden Traume kämpfen darf!
Denn noch verbeut man meinem jugendlichen Arm
Mit Cleisthenes, dem tapfern Hüter jetzt des Volks,
Das Schwert zu züken wider des Tyrannen Haupt.

Dionysos. So scheint's, du wünschest bei den Staubgebornen dir
Vor andern Gütern hohen Ruhmes Glanzgeschik?

Aeschylus. Unsterblicher, o meine Seele brennt danach.

Dionysos. Doch viele Pfade führen zu dem Heiligthum;
Sprich, welchen wählst du? möchtest du der theuren Stadt,
Die Schutz und jede Wohlthat deiner Kindheit bot,
Wenn der Barbarn gierige Kralle sie umkreis't
Einst Bürger mit den Bürgern stehend deinen Leib
Hingeben? Soll der väterliche Boden einst
Der Mutter freudig Auge dich als Sieger schau'n,
Mitnennen deinen Heldennamen, oder willst
Du lieber, wie der Phrynichus an meinem Fest
Des Volkes Beifalljubelruf, den seligen,
Umdonnern hören dein berauschtes Dichterohr?
So wähle, Sohn, die Götter sind dir hold und eins
Von zweien Gütern gönnen sie dem Liebling gern.

Aeschylus. So laß mich kämpfen mit den Bürgern meines Volks
Und meinen Namen stehen bei den Tapfersten.

Dionysos. Blitzt dir dein Aug' und deine Stimme bebt vor Lust?
Du Glüklichster der Menschen! Sohn, ich sage dir,
Es kommt die Zeit, da die Unsterblichen Athen
Beneiden, weil Unsterblichen kein Vaterland.
Das Leben freit in heiliger Vermälung Glut.
Merk auf: dein Wunsch ruht in der Hand des ew'gen Zeus,
Und die Nothwendigkeit erfüllt ihn dir gewiß.
Doch Aeschylus, du zweifach großen Looses werth,
Empfange mein Geschenk nun, nächst dem Heldenruhm
Das Herrlichste, das Sterblichen ertheilet ward.

Aeschylus. Ach, häufe alle Sterne nicht auf dieses Haupt.
Mir banget vor der mächtigen Erhöhung, Gott!

Dionysos. Nein, zage nicht, bleib' nur der Götter treuer Sohn,
Denn solcher trägt auch ihren Segen ungestraft.
Doch ahnst du schon, was ich dir spenden will, und weißt
Was eine Menschenbrust im Innersten entzükt.

Aeschylus. O Dionysos, kenn' ich doch nichts vollkomm'neres,
Nichts schöneres nach dem Olimp, als deine Kunst!

Dionysos. Ja, laß die gold'nen Freudenthränen fließen, Kind,
Sprachlose Schwüre deines heißen, seligen Danks.
Wer weinte sie nicht solchem herrlichen Geschenk?
Doch sammle dich und mach' dich auf und zage nicht:
Sprich das Gewaltige, was dir im Busen ringt,
Beherzt und muthig, präg' es mächtig aus im Schritt
Des hehren Chors. Vertraue nur, es wird dein Geist
Der heil'gen Mythen schwerverflocht'ne Nacht
Durchströmen wie der Strahl des gold'nen Helios.
Mit schönen Wundern wird der Traum dein schlummernd' Haupt
Umziehen, Götter schweben gerne dir herab
Zum würd'gen Spiel; der Hades, seine Schatten selbst,
Die düster prächt'gen Helden, sendet er herauf
Und schaurig nahet der Erinnyen schwarzer Chor;
Das Meer erdröhnt dir, der gewalt'gen Felsen Kraft,
Die Lande all' sie hallen's nach und stimmen ein
Die Völker all' in deinen strömenden Gesang.
Nun rase dahin, Zeus selber, er wird
Das Fahrzeug deines gewaltigen Lied's
Mit sicherer Hand hinsteuern hoch
Durch die mächtig anschwellenden Wogen.

Aeschylus. ... Ach schilt den schwachen Sterblichen, ach schilt ihn nicht,
Wenn er noch näher dich befragt, mein milder Gott!

Dionysos. Nachttropfen glänzen schon in deinen Loken, Kind,
Und Eos lenkt ihr goldenschimmerndes Gespann
Herauf. Nicht länger säum' ich. Sehnen doch nach mir
Sich schon die Meinen, die ich im nächt'gen Schwarm verließ.
Nur eins noch: immer, was dir auch begegnen mag,
Sei deinem Volk und deinem alten Heerd getreu,
Nach einer Seite neigt des Besten Schaale stets;
Mit seines Lebens Hoffnung sinke auch der Mensch.

Aeschylus. Kein tröstend, kein erklärend Wort empfang ich mehr,
An eine festverschloss'ne Pforte weis't du mich,
Wie öffne ich! und wird straucheln nicht mein blinder Fuß?

Dionysos. V e r t r a u e m i r u n d d e i n e r s e i g e w i ß! denn leicht
Und sicher ist des Gottes Lehre: sieh, ein Kuß.

(Er küßt ihn und schreitet hinweg.)

Aeschylus (in Verzükung). O Jacchos, Jacchos! — —
Ach, nur ambrosischer Duft umglänzt mich noch....
Denn leicht
Und sicher ist des Gottes Lehre, sieh, ein Kuß!....
Ja, Heiliger, dein Hauch durchdringt
Mein sterblich Gebein mit ewiger Kraft.
O holde Eos! — — Doch nicht führst du, schnelle, mir
Den Gott mir fort! — —
Uns beide umwebt verbindend heiliger Ernst
Voll und voller dringen die Gestalten auf mich ein
Tief in die Nacht berg' ich den Gott mir
Tief in die schweigende Nacht
Sinkt mein Busen zürük,
Zu ordnen, festzuhalten, zu gestalten.

Oldenburg. Emil Palleske.

Die moderne Literatur.

In einem Zeitalter wie das unsrige, wo die Barbarei in Kunstsachen immer mehr hereinbricht, ist auf die Kritik, als den einzigen Hort, ein besonderes Augenmerk zu richten. Eine wünschenswerthere Rettung brächte freilich ein Genie, wenn es auftauchen wollte, allein darauf ist wenig zu hoffen. Eine völlige Barbarei droht jedoch wirklich hereinzubrechen und unsere Literatur zu verschlingen. Wir wollen dies früher in kurzen Zügen feststellen. Vor Allem muß man eine richtige Vorstellung von dem Begriffe einer Literatur haben. In der Literatur gewinnt alle geistige Macht eines Volkes Geltung, alle seine Sitte und Gesinnung, alle seine Gefühle und Geheimnisse werden hier offenbar. Ein Volk existirt nur in so weit für die Geschichte, als es eine Literatur besitzt, kein anderer Rettungsanker gegen die Wogen der Zeit, kein anderes Denkmal als die Summe seiner geistigen Existenz, wie sie sich in der Literatur verkörpert. Die Literatur vereinigt aber zwei Ströme, das, was die Poesie, und das, was die Wissenschaft erzeugt. In der wissenschaftlichen Seite der Literatur konzentrirt sich das Gedankenleben und die Verstandeswelt einer Nazion, und insoferne der Verstand stets neue geistige Erfahrungen macht und dadurch die frühere Verstandesthätigkeit überschreitet, besitzt diese Richtung der Literatur nichts Ewiges, lauter Stufen, lauter Meilenzeiger eines bereits zurükgelegten Weges. Das eigentliche, innerliche Leben einer Nazion kommt in ihrer Poesie zur äußerlichen Erscheinung.

Nicht zu übersehen ist der begriffliche Unterschied zwischen poetisch und Poesie. Die Poesie erscheint nur in der Kunst, was nicht Kunstwerk ist, gehört nicht zur Poesie, poetisch hingegen können viele Bücher sein, ohne zur Poesie gezählt werden zu dürfen. Das Geheimniß der Kunst, so wie jeder Schöpfung, besteht im Verdichtungsprozesse, während beim Poetischen die Elemente vague verschwimmen. Nur in der Konzentrazion, in der Gestaltung, in der Ver-

bindung mit den Ideen liegt die Poesie und das Kunstwerk. Da jedoch poetische Bücher, in denen ein elementares Poesieleben wogt, zur Heranbildung der Kunst erforderlich sind, auch jedes Kunstwerk eine Menge vorausgegangener Werke als Stufen nothwendig hat und es dann als ihre Blüte erscheint, alle vorangegangenen zerstreuten Kunst-Ideen in ihm ihre Verdichtung finden, so sind poetische Bücher zu einer Literatur unbedingt nothwendig. Die späte Nachwelt sieht dann freilich nur die Endpunkte von Zeitrichtungen, oder mit andern Worten bloß die Kunstwerke und nicht auch ihre Vorläufer, aber dem gründlichen Forscher bleiben auch diese nicht verborgen. Durch das elementare Weben des Kunstgeistes in bloß poetischen Werken wird wohl das echte Kunst-Ideal für die Masse etwas verdunkelt, weil gerade in dieser das poetische Gefühl frecher, einseitiger und lärmerischer hervortritt, während die Kunstwerke durch ihre abgerundete Verschlossenheit, durch ihr keusches, geheimnißvolles Dunkel, durch das Zurükgedrängte, Verschwiegene, zur Harmonie Beherrschte und Bezwungene, das in ihnen liegt, lauter verzauberte Schlösser sind, für die nur Auserwählte die Schlüssel besitzen. Die Tiefe des Kunstwerkes ist für die Menge zu schwarz, ja, sie wäre, wenn sie dieselbe begreifen könnte, zu schrekend für sie, und die Mehrzahl der Menschen kann nicht Jahrelang an einem Gedichte studiren, schon aus dem Grunde, weil das Kunstgeheimniß der Form ihr durch Wolken ganz und gar entzogen ist, sie von der Kunst nichts als Unterhaltung fordern, und sie ihren Ernst, ihre Würde und Heiligkeit nicht kennen. Die größte Selbsttäuschung eines Kritikers ist, zu glauben, wenn er selbst mehre Bände über ein Kunstwerk geschrieben, er habe es nun abgefertigt, wie z. B. Rötscher seiner Abhandlung über „Hamlet," vorbemerkt, es sei nun Alles abgemacht. So ein übrigens sehr geistreicher Kritiker glaubt, er könne sich die Fantasie so konstruiren, wie ein geometrisches Paralellogramm und in einem Kunstwerke so heimisch sein, wie in seinem Hause. Nie wird der dialektische Prozeß alle Tiefen eines Kunstwerkes ausfüllen können. Ganz nakt steht ein Kunstwerk nie, der schaffende Geist verhüllt sich, wie aus Schamgefühl in dichte Schleier. Wer den Gehalt schon weg hat, stoßt sich an der Form den Kopf wund. Das echte Kunstwerk ist eine abgeschlossene, durchsichtige Kristallkugel, in die Niemand eindringen kann; das bloße Talent vermag nicht abzuschließen, es läßt immer einen Riß in seinem Werke und zieht den Leser in den Umkreis der Dichtung hinein, berauscht ihn mit der Leidenschaft, welche darin tobt, und macht deshalb oft mehr Wirkung, als die ruhig abgeschlossene schöne Kunstwelt des Genies. Deshalb sind diese Kunstsplitter, diese poetischen Bücher, in denen wohl nicht wie beim Kunstwerke das Universum aufgeht, aber doch eine kleinere Ideenwelt erschlossen wird, oder mindestens das poetische Bild im Ereignisse und in der Anekdote auftritt, zur Konstituirung der Literatur nothwendig, ja zu ihrem Zweke förderlich und vermittelnd. Denn nicht die wahren Kunstwerke treten in's allgemeine Leben über, sondern nur die durch sie hervorgerufenen Dichtungen. Das Kunstwerk steht immer einsam und isolirt in der Literatur. Die Kunst ist nie wahrhaft populär, sondern hat ewig ihre Eleusinischen Geheimnisse. Wer das Kunstwerk, welches ein konzentrirtes Universum ist, sich nicht aufschließen kann, kommt übrigens gewiß einmal in die Lage, wo er fühlt, auch das Universum nicht begreifen zu können. Wir haben nun die Literatur als das Gestalt gewor-

dene, innerliche Leben einer Nazion begriffen, in der sowohl die diamanthart abgeschlossenen, dichten Kunstwerke als die breite Basis poetischer Werke vorkommen.

Während das Poetische, wenn auch bei ihm selbst die Kunstform nicht erreicht wird, doch für die Poesie nur förderlich ist, hat sich in die neueste Literatur der Begriff des Geistreichen eingeschmuggelt, welcher der Poesie entgegenarbeitet, und der Barbarei in künstlerischer Hinsicht Thor und Riegel öffnet. Im Kunstwerke gibt es nämlich nichts Hervorzischendes, Ueberquillendes, es ist eine abgeschlossene, troz des inneren Tumultes äußerlich friedliche Welt. Wir leben aber im Zeitalter der Bewegtheit; der Leser will nicht den Sieg, sondern den Kampf, nicht die Welt, sondern das gährende Chaos sehen. Wo daher bei einem Werke ein blendendes Strahlengewimmel, ein schreiendes Farbengedränge in maßloser Kunstlosigkeit vorkommt, da wird die Lesewelt am meisten bestochen. Dies ist das eigentliche Gebiet des Geistreichen. Beim Kunstwerke herrscht die Idee, beim Geistreichen die Ideen, bei Erstern geht die Idee in der harmonischen Erscheinung auf, beim Leztern tanzen die Ideen im regellosen Reigen ineinander, es herrscht eine „geniale" Liederlichkeit, eine Zügellosigkeit, jeder Nebenweg wird betreten, wenn ein Blümchen auf ihm lokt, es ist kein strenger Mittelpunkt vorhanden, kein Gedanke, kein Gefühl wird unterdrükt, wenn es hervorpuffen will. Die strenge Form wird zersprengt, die Brust weit aufgerissen, und alle Bilder und Ideen drängen und stoßen sich dann in wilder Bewegtheit heraus. Das Geistreiche kennt daher nicht die starren Geseze der Objektivität, weil bei seiner Darstellung das Subjekt sich selbst mit seiner ganzen, wirren Empfindungswelt darstellt. Selbst ein inhaltsloses Geplauder, wenn es nur sprüht und funkelt, findet hier seine Berechtigung. Damit ist jedoch alle Kunstform zertrümmert und an die Stelle des Schönen tritt das Pikante.

In der Natur des Pikanten liegt eine hastige, spize Darstellung, welche den Leser reizt, aber auch stets wieder nach Neuem lüstern macht. Dies zwingt daher zur Oberflächlichkeit, die bloß schimmert und keine Tiefe zudekt. Vor Allem aber bringt diese Sucht nach Pikantem den falschen Effekt in die Poesie, wo fisischer, gemeiner Schreken für poetische Erschütterung genommen wird, und man etwas Neues, worauf Alles in der Kunst ankommt, und wodurch eine dichterische Leistung erst ihre Berechtigung findet, geliefert zu haben meint, wenn man ein paar anekdotenhafte Begebenheiten mit tollen Farben verbrämt. Die moderne französische Dichterschule hat in diesem Punkte vielfach zur Zerstörung der Kunst beigetragen. Hier sind befreite, rasende Sklaven, welche die Ketten des französischen nachmäkernden Klassizismus gesprengt haben, und nun herumwüthen. Dieser moderne Terrorismus in der Literatur ist kein wahrhaft neues Element in der Kunst, weil er sich nicht an die Idee anlehnt. Der Begriff des Neuen ist überhaupt noch festzustellen. Dann wird es erst klar werden, wie bettelhaft arm die Menschheit an Ideen ist. Der reichste Mann besizt höchstens drei neue Ideen; alles Andere ist nur Kombinazion. Ganz nakt erscheinen dabei die Filosofen, wenn man ihr todtes, terminologisches Gerüste zerschlägt, die Spinneweben in ihren Verbindungen wegkehrt, den Anlauf, den sie nehmen, nicht beachtet, und stets blos mit dürren Worten nach den Endpunkten ihrer Untersuchungen sieht. Es ist grauenhaft, wie leicht ein Filosof sich täuschen und über-

sehen kann, daß er nur Spielmarken besitzt, nur mit Zeichen spielt, während er die Sache selbst in der Hand zu haben meint. Aber auch die Poesie ist sehr arm an Ideen, und das geistige Kapital der Menschen sehr geringe. Etwas Anderes ist es, daß, wenn die Menschheit auch nur sehr wenige Ideen besitzt, in jeder einzelnen Idee eine unendliche Fülle versteckt liege. Ja, es wäre noch entsetzlicher, wenn wir mehr Ideen besäßen, da doch die wenigsten Menschen diese wenigen Ideen zu begreifen im Stande sind. Auch die Kunst kann nie mit der Versinnlichung dieser Ideen fertig werden, weil der Konflikt zwischen dem Endlichen und Unendlichen, den sie zu versöhnen hat, ein ewiger, und das Zeit-Ideal, dem sie nachzugehen hat, ein stets wechselndes ist. Es findet ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen den einzelnen Kunstwerken Statt. Alle zusammen bilden eine große Familie. Die Antigone vermittelt die antike Welt mit der modernen, sie ist das einzige antike Kunstwerk, wo der romantische Geist die Augen aufschlägt. Es ist möglich, daß einmal die Zeit kommt, wo sich die Menschheit nicht mehr ihrer Krankheitsgeschichte zu erinnern brauchen und sich blos an der Schönheit des Kunstwerkes ergötzen wird. Bis dahin aber muß der Poet zum Geschichtsschreiber werden und die großen Fasen menschlicher Entwiklung in den krankhaften Mißbildungen, welche zum Fortschritte nothwendige Mittel sind, darstellen. Dann wird sie nur äußerst wenige Dichtungen behalten und alles Andere wird in den Abgrund stürzen. Wenn der große Völker-Organismus geschlossen, und das allgemeine Völkerband fertig sein wird, dann wird die Kunst in dem Sinne aufhören, als dann keine neuen, echten Kunstwerke mehr geschaffen werden können. Die Völker fangen schon jetzt an, sich näher zu treten. Goethe hat in seinen alten Tagen von Weltliteratur zu reden angefangen und nun tutet Alles persisch und westöstlich. Damit ist nichts gefruchtet. Die Poesie muß nun dahin streben, Weltbilder festzustellen, welche, wenn die Schranken der Nazionalität aufgehoben werden, allen Nazionen genügen würden. Diesen Weg hat zuerst Hebbel eingeschlagen. Hegel hat der Poesie nur deshalb das Todesurtheil gesprochen und sie als abgeschlossen erklärt, weil er der Meinung war, die Poesie benütze blos die äußere Erscheinungswelt, während sie sie darstellt. Nun ist diese eine stets fortschreitende, wenn auch bei einer einzelnen Nazion nach Erreichung eines Höhepunktes hierauf abwärts gehende und ermattende, so doch im Gange der Geschichte stetig fortschreitende. Stets tritt der Menschheitsgedanke in neue Fasen, stets nimmt das Urmenschliche neue Formen an, gibt zu neuen Konflikten Anlaß und somit zu neuen poetischen Thaten Stoff und absolute Berechtigung. Wenn der objektive Weltgeist im Menschen zum Bewußtsein kommt, so ist es eigentlich am meisten beim Poeten der Fall. Der weltgeschichtliche Geist setzt sich in ihm Denksteine. Nur der Dichter kann den Gehalt einer Zeit aussprechen, die Andern werden blos von diesem Gehalte getrieben. Alle Poesie ist daher geschichtlich, nicht in dem Sinne, daß sie historische Stoffe bearbeitet, sondern insofern, als die Geschichte selbst in ihm einen Ekstein erhält, in seinen Werken zu Riffen ausläuft. Nicht jener Poet erhält sich daher, welcher poetische Gefühle, Situazionen, Bilder und Karaktere schafft, sondern, wer den geschichtlichen Gedanken einer Periode findet und ausspricht. Mit welcher echt griechischen Kunst, mit Feinheit und Wärme der Form Goethe's „Iphigenie“ gearbeitet ist, welch' ein Reichthum von

Poesie darin liegt, ist klar. Aber sie ist doch in diesem Sinne nur eine Grille, in die man sich hineinleben muß, wo sich der Dichter von seiner Zeit mit einer Mauer absperrt, was das Volk, welches diese Dichtung nie mit sich vereinigen wird, instinktmäßig fühlt. Und nur in dem Volke lebt der geschichtliche Geist unverfälscht von der in's Allgemeine gehenden Bildung, die Vieles anlernt, um Anderes zu empfinden, wenn gleich auch in der Einseitigkeit der geschichtlichen Epoche, in der es lebt. Manches schlecht gearbeitete Produkt, in dessen Situazionen hingegen ein Konflikt der Zeit selbstständig erfaßt ist, hat in einem gewissen Sinne, wenn der Satz nicht mißdeutet wird, mehr Recht auf Existenz. Freilich muß das Simbol der Krankheits-Fänomene einer gewissen Epoche ein künstlerisches sein. Alles politische Kannegießern und lirische Politisiren kann daher nur hinsichtlich der praktischen Nützlichkeit geduldet werden. Die echt menschlichen Verhältnisse nehmen in den verschiedenen Weltaltern verschiedene Gestalt an. Derselbe Stoff wird daher in verschiedenen Epochen ganz anders von zwei Dichtern bearbeitet werden müssen. Das Mißverständniß liegt nahe, als nehme das der Poesie ihre selbstständige Würde, unterordnete sie der Geschichte, mache sie zur Magd der Zeit. Ganz im Gegentheile gibt diese Anschauung der Dichtkunst die höchste Bedeutung, macht ihre Werke zu Endpunkten und bleibenden Denksteinen des Entwiklungsganges der Menscheit, läßt ganze Nazionen, ganze Zeiten nur durch sie fortbestehen, rettet der Menschheit ihre Gefühle vor dem Untergange, läßt sie das Tagebuch des Weltalls führen. Das sind demnach die Kunstwerke, welche eine Fabel, die sich in jeder Stube ereignen können, zum Stoffe haben, und darin alle Geheimnisse der Kunst zu offenbaren im Stande sind. Fragt also bei jedem Gedichte: „Kann es sich heute ereignen? Ist der Gedanke in der Zeit begründet?“ Soll nun unsere Literatur vor dem Untergange bewahrt werden, so muß sie sich in Theaterkleider werfen. Nur von der Bühne geht unser Heil aus. Die Bequemlichkeit des Romans hat der Kunstform sehr geschadet, man hat sich dadurch an das Maßlose, Grenzenlose gewöhnt. Hier ist keine Grenze, kein Maß sichtbar, und darum wird es auch nicht beobachtet. Die Ufer stürzen ein, die Form wird zerschlagen, alle Prosa wird zur Poesie. Die Strenge, die Reinheit der Objektivität ist nun auch verlassen, die Dämme, welche sie aufwirft, sind durchstochen worden und die äußerste Subjektivität wälzt sich hervor. Auch sonst herrscht ein geistreicher Müssiggang, ein dahlender Briefstil, ein liederliches Herumschlendern in der modernen Literatur. Es gibt keine Mauern mehr, und Alles kann sich zerstreuen, herumschweifen; die sittliche Begrenztheit mangelt. Auch in der Lirik herrscht Duft und Nebel, taumelnder Gefühlsrausch, keine klare, feste Kristallwelt. Ueberall fehlt die Zuchtruthe gegen die Ausschweifung, und auch das Publikum erträgt mit Geilheit diese verhimmelnden und gedankenlos schwelgenden Naturen. Nur im Drama muß Gestaltung, Ziel, Mittelpunkt sein, hier blos kann die faule Weitbauschigkeit, das Nichtsthun, die Unsittlichkeit nicht so frech herrschen. Hier ist ferner noch eine Weiterbildung der Kunst, ein ideeller Prozeß möglich, über den noch bei einer andern Gelegenheit näher gesprochen werden soll. Also blos von der Bühne aus kann gegen die zerfließende Planlosigkeit, die bedeutungslose Ichsucht gewirkt werden. Freilich, sobald das Theater zur Unterhaltungs-Anstalt wird, beginnt die dramatische Kunst unterzugehen. Nur bei den Griechen umgab die

Religion die Bühne mit einem göttlichen Scheine, und deshalb ging der ganze nazionale Gehalt in ihre Dramen auf. Sicherlich kommt es noch dazu, daß das Drama die Religion im höheren Sinne des Worts wieder herstellt, und dann wird die Menschheit an den großen Weltbildern, welche die dramatische Poesie aufstellt, sich erheben. Insbesondere wir Deutsche sind geborne Liriker. Jeder von uns treibt es in's Individuelle, aber es muß sich dahin wenden, daß wir in's Allgemeine getrieben werden. Kunst und Wissenschaft eilen dem Leben zuvor, unsere Dramatiker werden unser Leben dramatisch machen, und dann werden die Deutschen allen Nazionen maßgebend voranstehen. S. E.

Lebenslied

(Zum Männerchor geeignet.)

Von Eginhard.

Lebet im Leben! — Was meint Ihr? — Nicht schlafen!
Sonst wird das Leben an Euch sich bestrafen,
Seid Euch im Wachen des Wachens bewußt,
Werft Euch dem Leben lebendig an die Brust.

Lebt in der Arbeit! — Was meint Ihr? — Bedauert
Den, der in ihr zum Filister versauert,
Werdet im Weltlärm nicht flötentaub
Sucht Poesie auch im Aktenstaub.

Lebt in der Liebe! Was heißt dieß? — Nicht liebeln,
Nicht um die Herzen der Jungfrauen bübeln;
Ehrlich geküßt, und ehrlich gefreit
Einmal, so gilt's für die Ewigkeit!

Lebet im Unglük! — Was meint Ihr? — Nicht klagen,
Männlich erst kämpfen, dann männlich ertragen.
Lebet im Glüke — Was heißt dieß? — genießt
Fröhlich, doch mäßig, bevor es zerfließt.

Lebt im Gebete! — Was meint Ihr? Gott trauet
Läßt er kein Blümchen doch unbethauet —
Aber bekreuzt Euch nicht fort und fort
Betet in Werken — lebendig das Wort!

Lebt im Gesange! — Was meint Ihr? — das Singen
Soll als ein Echo des Herzens erklingen,
Aber gehorcht nicht dem Modegebot
Lebt er in Euch nicht, so bleibt er Euch todt.

Lebet im Sterben! — Was meint Ihr? — bemeistert
Kühn seine Schreken für jenseits begeistert —
Ernst bliket den Tod an, doch ohne Scheu
Leiber sind Sklaven ihm — Seelen sind frei.

Leben im Leben, — nicht träumen, nicht schlafen,
Rudert und steuert, dann winkt Euch der Hafen,
Seid Euch im Wachen des Wachens bewußt,
Werft Euch dem Leben lebendig an die Brust.

Der alte Bassi.

Aus den Erinnerungen eines wandernden Enthusiasten.

Vor einigen Tagen kam mir der erste Theil der da Ponta'schen Selbstbiografie zu Gesichte, mit deren Uebertragung die Deutschen, die doch sonst jeden Quark gleich übersetzen, unbegreiflicher Weise so lange zögerten. Da Ponta's Buch gibt merkwürdige Aufschlüsse über die damaligen Kunstzustände Wiens und Prags, so wie über die ausgezeichnetsten Kunstzelebritäten jener Periode. Natürlich interessirt uns vor Allem, was der Italiener uns von unserm unsterblichen Mozart, dessen Freund und schwärmerischer Verehrer er war, und für welchen er seine beiden besten Operntexte, den „Figaro" und den „Don Giovanni" schrieb.

Mozart komponirte, wiewohl den meisten unserer Leser bekannt sein dürfte, den Don Giovanni eigendś für Prag, und zwar für die von ihm so sehr geliebte Guarda sonisca Truppe. Ich habe vor etwa vier Jahren in der neuen Leipziger musikalischen Zeitschrift mehrere damals noch unbekannte Thatsachen über das Entstehen der Oper aller Opern, über ihre erste Aufführung in Prag, so wie das Fragment einer von Mozart selber Gefertigten deutschen Uebersetzung des Textes mitgetheilt, deren Original ich auf dem Zimmer Mozart's, des Sohnes, bei seiner letzen Anwesenheit in Dresden kopirte. Aus dem Umstande, daß Mozart's Original sich nach seines Sohnes Tode nicht vorfand, wollte man die Echtheit meiner Mittheilungen in Zweifel ziehen. Herr Alois Fuchs, Mitglied der k. k. Kapelle, dem ich alles was ich davon besaß mittheilte, nimmt an: Mozart's Sohn habe das Manuskript vernichtet, wogegen ich glaube, es dürfte wohl zuletzt in den Händen des bald darauf in Wahnsinn verstorbenen Dr. Feuerstein sich befunden haben, und nach dessen Tod auf irgend eine Weise in Privatbesitz einer Person gelangt sei, die ihre guten Gründe haben mag, sich nicht öffentlich als Besitzer dieser merkwürdigen Reliquie zu nennen.

Dem sei wie ihm wolle, so sind meine vor vier Jahren gemachten Mittheilungen jetzt durch da Ponta's Buch als durchaus wahr beglaubigt worden, und wenn ich es früher nicht der Mühe werth achtete, gegen Dummheit oder Böswilligkeit mich zu vertheidigen, so kann ich mir doch nicht die Genugthuung versagen, meine zahlreichen Freunde auf da Ponta's Werk zu verweisen. Zugleich genüge ich der Aufforderung hochgeachteter älterer Musiker, noch dasjenige über Mozart mitzutheilen, was ich durch den alten Bassi über ihn erfuhr, und womit ich bis jetzt öffentlich zurükhielt, da ich für meine ersten Veröffentlichungen so schlechten Dank erhielt.

Luigi Bassi, wie da Ponta, Mozart's Freund und Verehrer, starb im hohen Greisenalter in den Zwanzigerjahren als Regisseur der italienischen Oper. Er war der erste Darsteller des Don Giovanni gewesen — und wie alle, die ihn noch in dieser Partie gesehen und gehört hatten, versichern, unter allen der Vorzüglichste — Mozart selber hatte dem damals (1787) zwanzigjährigen jungen Manne die Rolle einstudiert, und Bassi, dessen Bekanntschaft ich 1811 machte, versicherte mir in späteren Jahren, er habe sich immer bemüht die Rolle ganz so zu singen und zu spielen, wie Mozart es gewollt, und der „gran Maestro" sei sehr zufrieden mit ihm gewesen. Im Jahre 1812 kam Callot-Hoffmann nach Dresden, und man kann sich denken, daß dieser nicht versäumte den damals noch ganz stattlichen Bassi — (ich selber seh ihn noch als Axur in Salieri's gleichnamiger Oper, welchen er bewundenrungswürdig darstellte) aufzusuchen. — Als ich einige Jahre später auf kurze Zeit nach Dresden zurükkehrte, besuchte ich auch Bassi, und las ihm bei dieser Gelegenheit Hoffmann's Fantasiestük „Don Juan" vor. Bassi, der sehr gut deutsch verstand, war von der Dichtung selber entzükt, äußerte dann aber: daß der Held Hoffmann's ein ganz anderer sei als der Mozart'sche; ich lachte und meinte: das habe ich auch schon gedacht, es wird aber dem Don Giovanni ergehen wie dem Hamlet, man wird nie damit zu Ende kommen, ihn zu kommentiren und zu ergänzen. „Don Giovanni ist fertig, vollkommen," sagte Bassi mit Nachdruk. „Mozart hat in ihm geschildert einen feurigen, spanischen, jungen Edelmann, der über Alles die Weiber vergöttert und es eigentlich für keine Sünde hält, so viele zu verführen als sich verführen lassen wollen. Er hat das Glük und fühlt sich glüklich, wie sollte er nicht? — Er ahnet nicht den Teufel unter den Blumen und würde sich vor dem Teufel nicht fürchten, dafür holt ihn dieser endlich ab. Das ist Alles, es ist aber nicht leicht eben dieses so wieder zu geben, wie Mozart es wollte, und leichter, viel leichter, wäre der Hoffmann'sche Don Juan darzustellen, wäre aber unrecht, denn Don Giovanni ist eine komische Oper."

„Mit tragischen Momenten Meister Bassi!"

„Welche aber nie erhalten dürfen die Oberhand über unbändige Lust des Helden! kommt nicht immer gleich nach einer tragischen Nummer eine heitere, ja zwei, drei? — Introduktion beginnt komisch, wird dann tragisch, gleich darauf folgt komisches Terzett, Leporellos Register-Arie — lustiger Hochzeits-Chor*) — nach dem halb sentimentalen Duo — „La ci da-

*) Ich bemerke hier ausdrüklich, daß Bassi hier nur jene Umstände anführte, aus denen die Originalpartitur ursprünglich besteht, daß er, wie Mozart selber, gegen alle späteren Einlagen mit Heftigkeit protestirte.

rem la mano.“ Das Quartett als Uebergang zur große Szene der Donna Anna — großartig, prächtig, doch nicht mehr so tragisch wie das Recitativ bei der Leiche des Vaters — aber kaum dieses verklungen, welche Lust und Freudigkeit in Don Giovannis Arie? — es folgt jetzt Zerlinens schalkhafte Arie, das Finale, bis auf eine Stelle der drei Masken, überschäumend von Lust, Scherz und Kühnheit, damit schließend, daß Don Giovanni und sein Diener glüklich entkommen. Der ganze zweite Akt enthält kein tragisches Moment, das nicht sogleich in Lust wieder sich auflöset — denn wie ernst das große Sextett beginnt, sobald Leporello erkannt wird, ist die ängstliche Spannung vorüber, wohl erschüttern die beiden Chorale des steinernen Mannes, aber Don Giovannis frevelnde, kühne Ladung übertönt sie. Im letzten Finale — nachdem Don Giovanni seinen verdienten Lohn erhalten — halten die komischen Personen Leporello, Zerline, Massetto, den drei Traurigen das Gegengewicht, und wer in der Presto-Schlußfuge etwas anderes suchen wollte, als die gewöhnliche Moral, welche die spanischen Komödienschreiber selbst den lustigsten Stüken anhängen, der müßte sehr erpicht sein auf eine Melancholie, von der im Don Giovanni unseres großen Mozart sich keine Spur findet. — Wie ich sage, Don Giovanni ist und bleibt eine komische Oper, die herrlichste, welche je erschaffen wurde, aber Mozart hat es verschmäht, anstatt komisch, läppisch zu werden, er hat getändelt und erschüttert am rechten Ort und hat immer beobachtet die Noblesse und Würde seiner Personen, welche edle Spanier vorstellen und darum wurde seine Oper mißverstanden so sehr oft, und wollten die Wiener sie für keine gute komische Oper gelten lassen.

Ueber die erste Aufführung des Don Giovanni, welche am 28. Oktober 1787 statt fand, erfuhr ich von Bassi folgendes: Der Darsteller des Comthur hatte zugleich den Part des Masetto übernommen. Die Blasinstrumente waren nicht verstärkt, sondern alle nur einfach (2 Flöten, 2 Hörner ꝛc.), besetzt. — Der ganze Bauern-Chor bestand aus sechs männlichen und eben so viel weiblichen Individuen. Von Dekorazions- und Kostümeprunk war keine Rede, *) Furien erschienen nicht auf der Bühne, der Chor derselben ertönte aus der Versenkung in welche Don Giovanni hinabstürzte. Die 3 Posaunen, 2 Contrabäße und Fagotts, welche die Begleitung der beiden Chorale des steinernen Mannes bilden, waren auf der Bühne hinter den Postamenten postirt; Mozarts Freund Dussek dirigirte diese beiden Sätze, der Effekt soll fürchterlich schön gewesen sein.

Sein Ständchen begleitete sich Bassi selber auf der Mandoline, (in Wien übernahm Mozart, abwechselnd mit dem Dichter die Begleitung, da der dortige Don Giovanni-Sänger das Instrument nicht spielte.) In der Ballszene tanzte Bassi mit Zerline vor, Mozart selber, der ein vortrefflicher Tänzer gewesen sein soll, hat ihm und dem Chore die Menuet eingeübt. — Es befanden sich, wie jetzt noch in Dresden, zwei wirklich spielende Orchester auf der Bühne, so wie auch die Blasharmonie bei der Tafelszene auf der Bühne ausgeführt wurde. Die Menuet nahm Mozart fast um noch einmal so rasch als sie jetzt genommen wird, dagegen ließ er weder beim Champagnerliede noch zu Anfang des zweiten

*) Zu Anfang des zweiten Aktes zum Beispiel, erschien Leporello in einer gewöhnlichen, langen Bedienten-Requallor, welche Don Giovanni später anzog.

Finales jagen, wie es jetzt geschieht. In dem Duett aus E-dur mit Leporello, behandelte Bassi nach Mozarts ausdrüklichem Willen seinen Part als Don Giovanni fast parlando, bis zur Stelle, wo er durch Leporellos Erzählung aufmerksam gemacht, kek, aber nicht ohne geheimen Schauer zur Statue hintritt um selbst seine Ladung vorzubringen. Bei dieser Stelle: „Venete a cena," ließ Bassi seine Stimme lang und voll austönen, er wirkte damit in Prag so, daß bei der ersten Vorstellung ein donnernder Applaus ihn hier unterbrach und man die Antwort des Steinbildes nur aus dem Kopfneigen desselben errathen konnte. Wo Bassi dem Geist entgegen ging, ergriff er später regelmäßig, anstatt des Leuchters das gefüllte Champagnerglas; bei der ersten Vorstellung hatte er es überrascht und verwirrt von dem Moment, unbewußt gethan, Mozart am Dirigirpulte bemerkte es, rief dem Abgehenden ein lautes „Bravo!" zu und sagte ihm nach der Vorstellung, er solle dabei bleiben, es habe sich gut gemacht. Mit dem Niederschreiben der Ouvertüre in einer Nacht hat es seine vollkommene Richtigkeit, es ist jene Ouvertüre, die wir noch besitzen und sie wurde von Dussek unter dreien, die Mozart ihm vorspielte gewählt — die beiden andern hat Mozart gar nicht niedergeschrieben, eine in C-moll soll mit einer Fuge, (die Schlußfuge der Oper?) geendet haben und Bassi meinte, es sei vielleicht die schönste unter den dreien gewesen, aber zu lang.

Ich muß der Angabe widersprechen, als habe Hoffmann sein Fantasiestük Don Juan begeistert durch eine Darstellung Bassis geschrieben. Hoffmann schrieb sein Fantasiestük ein Jahr vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit Bassi in Bamberg, ich vermuthe, daß ihm dabei der Schauspieler Paulmann, (er starb in Hannover), zum Urbilde gedient haben mag; ich lernte Paulmann um das Jahr 1817 in Aachen kennen; mit seiner Stimme war es damals nicht viel mehr, aber im Spiel hat er mich unter allen Don Juans, die ich sah, am meisten befriedigt und ich fand, daß es ganz mit Hoffmanns Ansicht übereinstimmte. Ich bin aber auch der Meinung Bassis, daß man in den Charakter des Don Juan, nichts legen soll, was nicht darin ist; er kann dadurch nicht zerrinnen, verliert aber dadurch an Grazie und „nobler Verruchtheit", wie Friedrich Kind es nannte, der den Bassi noch als Don Giovanni gesehen hatte und keinen Andern nach ihm gelten lassen wollte. Den Verehrern Mozarts dürfte es übrigens interessant sein, zu wissen, wie Luigi Bassi aussah; alle die ihn in seiner Jugend gekannt haben, schilderten ihn mir als einen höchst graziösen, feingebauten Mann mit feurigen Augen, kleinen Händen und Füßen, nobel in seinem ganzen Wesen und Benehmen. So war er denn auch noch in den Fünfzigen und später als Greis, sein Gesicht aber war nicht eigentlich schön, es war scharf geschnitten und seine schon an sich große Nase trat noch merkbarer durch seine große Magerkeit hervor, woran er schon in seiner Jugend laborirte; auf den Wangen und der Stirn hatte er überdieß noch einige tüchtige Warzen. Doch mußte ich mir, als einem alten Praktiker sagen, daß Bassi in seiner Jugend zu jenen Gestalten gehört haben möge, die gut kostümirt und geschminkt eben als die schönsten erscheinen, indeß viele im gewöhnlichen Leben wirklich schöne Männer auf der Bühne sich durchaus nicht gut ausnehmen; woran das liegt, weiß ich nicht anzugeben, doch daß es so sei, dafür spricht die tägliche Erfahrung.

Bassi liegt in Dresden auf dem katholischen Kirchhofe begraben und wer in Wien

vergeblich das Grab des unsterblichen Schöpfers *) des Don Juan suchte, der kann in Dresden wenigstens das Grab seines Lieblingssängers sich zeigen lassen, der zugleich der erste Don Giovanni war. Da Pontas Selbstbiografie sollte übrigens, namentlich in Wien, nicht ungelesen bleiben. Manches hat sich seit der Zeit sehr gebessert, insbesondere haben die Wiener gelernt, ihren Mozart zu verstehen, aber da Pontas Buch gibt Fingerzeige, wie der echten Kunst aufzuhelfen sei, die auch wir noch sehr gut beherzigen könnten.

Das große Mosaikbild in der italienischen Kirche zu Wien.

Kein Gemälde ist so oft kopirt worden, als jenes berühmte Abendmahl des großen Leonardo da Vinci. — Das Original al fresko über der Eingangsthüre im Refektorium eines nun aufgehobenen Mönchklosters zu Mailand gemalt, verfiel schon sehr früh der Zerstörung, und nur noch wenige, kaum erkennbare Reste existiren davon. Um so größer ist der Gewinn für die Kunst, daß Napoleon einen berühmten Mosaikkünstler veranlaßte, eine Kopie des Meisterwerkes in der Größe des Originales anzufertigen. Die Arbeit war kaum halb vollendet, als Napoleons Sturz erfolgte, und die Gefahr vorhanden, daß das großartige, kostspielige Werk unvollendet bleiben müsse. Doch dem beugte der edle, kunstsinnige verewigte Kaiser Franz vor, indem er dem Künstler den Lohn seiner Arbeit garantirte, und so ward die Kopie, die nicht ihres Gleichen mehr hat, in einer Weise vollendet, die den Beschauer zur Bewunderung und zum Entzüken hinreißt. Doch viele Jahre vergingen noch, bevor sich der Kenner, wie der Gläubige, des schönen Bildes in vollem Maße erfreuen sollte, denn das fertige Mosaikbild lag längere Zeit im unteren Belvedere, so daß eine ordentliche Betrachtung desselben unmöglich war. Da erhielt die italienische Kirche der P. P. Minoriten von dem jetzt regierenden Kaiser es zum Geschenke; ein eigener Altar, der erste linker Hand, wenn man in die Kirche tritt, wurde dafür erbaut, und das herrliche Werk hier in einer Weise aufgestellt, die demselben eine lange Dauer verspricht. Der erste Anblik des Mosaikbildes ergreift mächtig, denn, so vorzügliche Kupferstiche auch von dem Originale existiren, erst dieses Bild gibt uns den erhabenen Gegenstand treu wieder; dazu kommt noch, daß das Bild, obwohl es, in Folge des Glanzes, welchen das Material bedingt, einem Oelgemälde gleicht, den eigenthümlichen, klaren Farbenton eines Freskobildes zeigt, so daß namentlich die Lufttinten und die Gewänder von außerordentlicher Schönheit sind. Der Ausdruk in den Köpfen ist bewunderungswürdig, und wer es nicht weiß, daß es ein Mosaikbild ist, wird es von seinem Standpunkte aus für ein meisterhaft gemaltes Werk halten. Uebrigens kam mir bei der Betrachtung dieses Bildes wieder recht lebhaft der Gedanke, wie schlimm unsere modernen Historien-

---

*) Kein Grab dekt Geister zu, nur ihre Hüllen.

maler, besonders jene, die sich dem geistlichen Fache widmeten, daran sind. — Stelle man den besten unserer jetzt lebenden Maler, einen Kaulbach, Cornelius, Schnorr, Lessing z. B. die Aufgabe, ein Abendmahl zu malen — werden sie mit allem Aufgebote ihrer Kräfte Leonardos Werk nur erreichen, geschweige übertreffen? — Die Unmöglichkeit ist unzweifelhaft, denn Leonardos Schöpfung ist so vollendet, daß man nichts hinzu, nichts hinweg denken kann, soll nicht die Harmonie des herrlichen Ganzen zerstört werden. Das Abendmahl des Herrn wurde nur einmal gemalt von Leonardo, und alle anderen Bilder, die unter diesem Namen existiren — selbst jene an sich verdienstvollen Bilder von Rafael, Rubens und van Dyck — halten nicht die entfernteste Vergleichung mit Leonardos Abendmahle aus. Dasselbe gilt von Rafaels Kreuztragung, der Verklärung, seiner Grablegung, seiner Madonnenbilder („Sixtina" und „della sedia"), von seiner heiligen Cäcilia und dem wundervollen Freskobilde „Heliodor" im Vatikan. Es gibt von der Kreuzesabnahme und dem Simson des Rubens, von Tizians Zinsgroschen und Correggios Nacht und vielen anderen Bildern anderer, älterer Meister Kopien; sie sind nicht zu erreichen, weit weniger zu übertreffen, da sie ihren Vorwurf ganz und gar ausbeuteten, so daß für alle Nachfolgende nichts mehr übrig blieb, und das an sich beste Werk eines neueren Meisters nie zu jener Weltpopularität gelangen wird, wie jene Bilder Leonardos, Rafaels, Correggios, Rubens u. A. Sucht sich gar Einer, wie der sonst so verdienstvolle Overbeck in Rom, dadurch zu helfen, daß er den Stil Rafaels und den Albrecht Dürers in seinen Arbeiten zu vereinigen strebt, so mag wohl eines und das andere seiner Bilder im ersten Augenblike um so mehr imponiren, als sie meist innig empfunden und schön angeordnet sind, auf die Dauer aber vermögen sie nicht zu wirken; sie verlieren an Wirkung, je öfter man sie sieht, endlich tritt uns die Imitazion nakt und baar entgegen, indeß die Originale, die dem Künstler vorschwebten, uns um so mehr entzüken, je öfter wir sie sehen.

Eine traurige Berühmtheit.

Als ich im Jahre 1840 zur Ostermesse nach Leipzig kam, und meinen Freund Robert Schumann besuchte, hatte er soeben die Komposizion eines Liedes beendet. Höchst aufgeregt sprang er vom Flügel auf, mir entgegen, und ehe ich Zeit gewann, ihn mit meinem „Grüß' dich Gott!" zu begrüßen, hielt er mir das noch nasse Notenblatt dicht vor die Augen, und rief: Gut, daß du kamst, lies einmal das Lied, und sage mir ehrlich, ob du glaubst, daß ichs getroffen habe!

Es war eine hübsche, kräftige Melodie, welche Schumann komponirt hatte, der Text des Liedes aber hub an:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Sinn,

„Lieber Robert" entgegnete ich „deine Melodie ist gut, aber ich glaube, du kommst mit deiner Komposizion zu spät, denn Reissiger, Otto, Adam in Dresden haben es bereits kom-

ponirt, Reissiger sogar zweimal, und wie ich eben erfahren, haben es auch Schneider, Dessauer und Hering in Bautzen in Musik gesetzt, und namentlich wird mir Herings Komposizion sehr gerühmt."

„Hm, hm!" sagte Schumann „hier haben es auch schon Einige komponirt" und dann sprachen wir von etwas Anderem, worauf ich mich in Kockffys Kaffeehaus verfügte. Da pakte mich der junge dänische Komponist Verhulst: Nicht wahr, Sie sind der Herr Doktor L.?

„Nicht Doktor, sondern L. schlechtweg!" erwiederte ich, aber Verhulst lebte schon zu lange in Leipzig, um nicht zu wissen, was Sitte sei, und fuhr fort: Es freut mich, Herr Doktor, endlich Ihre Bekanntschaft zu machen, ich habe Ihre Schriften gelesen, und gebe sehr viel auf Ihr Urtheil, weshalb ich Sie ersuchen wollte, diese kleine Komposizion zu lesen, und mir Ihre Meinung darüber zu sagen. — Damit reichte er mir ein Heft Noten; es war ein Lied, das sich anfing:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!

Als ich Mittags in Schwabes Restaurazion bei Tische saß, stürzte der Buch- und Kunsthändler Pönike herein, auf mich zu: Ich habe Sie den ganzen Morgen gesucht, wollen Sie mir eine Randzeichnung zu dem Liede

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein

machen, aber schnell, ich zahle Ihnen fünf Louisd'or dafür, und geht das Blatt gut, noch etwas nach. — „Sie kommen zu spät" erwiederte ich „Rocca hat schon ein ähnliches Blatt bestellt und honorirt, und ich habe mich schriftlich verbindlich machen müssen, kein zweites zu zeichnen."

„Verflucht! wo bekomme ich jetzt eine Randzeichnung?!" rief Pönike, und schoß aus der Bierstube, ohne nur ein Tröpfchen vertilgt zu haben. Als ich nach Tische ins Rosenthal ging, sah ich Herloßsohn an seinem gewöhnlichen Platze, vor dem Schweizerhäuschen, sitzen. „Guten Tag, Herloßsohn!" — „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" sang mir Herloßsohn nach wahrscheinlich selbsterfundener Unmelodie entgegen, und fügte hinzu: Pohley hat das Lied komponirt, aber immer zwei Verse zusammen, da fehlt ihm ein Vers — kannst du ihn nicht machen? —

„Hol' euch der — mit euerem freien deutschen Rhein!" rief ich erboßt „den ganzen Tag hab' ich noch keine Ruh' vor ihm gehabt; dichte du selber den fehlenden Vers!" —

Am nächsten Tage prangte an allen Straßeneken die Anzeige eines großen Konzertes im Schützensaale, wobei 30, sage dreißig verschiedene Komposizionen des Liedes:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein

aufgeführt werden sollten. Das Publikum wurde eingeladen, zu entscheiden, welche Kompo-

sizion die beste sei, und diese sollte fortan als nazionale Weise gelten. (Echt Leipzigisch!)

Der Kunsthändler Rocca kündigte gleichzeitig an:

Der freie deutsche Rhein von N. Becker,
großes Tableau mit Randzeichnung von J. P. Lyser.

Abends entstand in einem verrufenen Gäßchen nahe am Königsplatze beim Petersthore ein Mordspektakel; ein Dutzend junger Leipziger Lions und ein halbes Dutzend schöngeschminkter Dämchen wurden von den Schaarwächtern arretirt und ins Lokale auf dem Naschmarkte abgeführt; auf dem Wege dahin sangen sie nach zwei verschiedenen Melodien:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein! —

Als ich nach Dresden zurükkam, empfing mich meine Frau mit einem — Seitenstüke zum freien deutschen Rhein, einem von ihr gedichteten Liede, das sich anfing:

Frei wird es sich bewahren,
Das schöne deutsche Land. —

Und Schlesinger in Berlin hatte mir Variazionen geschikt über sämmtliche Komposizionen des Liedes vom freien deutschen Rhein, nebst dem Bilde Nikolaus Beckers, Alles zum Anzeigen. So ging es zwei Monate lang. Becker erhielt Ehrenpokale, eine Pension, eine Anstellung, er wurde in Gips geformt, in Eisen gegossen, in Kupfer gestochen, lithografirt, in Holz geschnitten, er wurde Ehrenmitglied verschiedener Liedertafeln und des Köllner Narrenvereines, und von den Journalen eine Zeit lang als der erste lebende Dichter gepriesen. Plötzlich aber hatte man sich müde gesungen am freien deutschen Rhein, und der arme, harmlose Dichter, der, als er sein Lied niederschrieb, keine Ahnung davon hatte, wie es überschätzt werden könne, wurde jetzt auf die boshafteste Weise mit Spott und falschen Anklagen überhäuft. — Der Freiheitssänger sollte jetzt ein Augendiener sein, das vielbesprochene Lied gar nicht einmal von ihm herrühren, er sollte nur seinen Namen dazu geliehen haben, der eigentliche Verfasser sollte bald der König von Bayern, bald der Minister Bodelschwingh sein. Endlich gab man zu, Becker könne zwar der Verfasser des Liedes sein, allein er habe es nach einem älteren Liede gearbeitet, kurz, der eben noch bis zu den Wolken erhobene Becker wurde jetzt in den Staub getreten, und Rocca und Pönike verlangten von mir eine Karrikatur auf ihn, die ich aber nicht zeichnete. Der arme Becker aber hatte von seiner kurzen Berühmtheit nachträglich Nichts, als Verdruß und Kränkung, bekam die Schwindsucht, und starb, kaum dreißig Jahre alt.

Das ist die wahrhafte Geschichte einer traurigen deutschen Berühmtheit eines deutschen Poeten!

Lyser

Ein paar harmlose Privatansichten.

Von Josef Rank.

Der glüklichste Mensch ist wohl der, dessen Herz sich froh ersättigt an dem Anblike und Genuße der Natur und des Lebens, der sich bald selbst erkannt hat und strenge nach seinem geistigen Vermögen einen gemäßigten Ehrgeiz rein befriedigt; so paßt er als selbstständiges harmonisches Ganze in das große harmonische Ganze der Welt und erfüllt mit seinem Glüke zugleich seine Bestimmung.

Nach den Kleinlichkeiten, die man aus deinem Leben in Umlauf bringt, und aus der neugierigen Hast, mit welcher man sich mit denselben trägt, wirst du erkennen, welch' ein populärer Name du geworden bist.

Wer plötzlich zum Bewußtsein eines großen Unrechtleidens kommt, der erblaßt, erbebt, stokt und läßt dann einen Sturm von Worten los; spät erst kommt es zu ruhigem Besprechen zwischen Beleidiger und Beleidigtem, und sind beide vernünftig, so bleibt Versöhnung selten aus.

Mit einem Strohhalme, nahe vor unser Auge gehalten, können wir ganze Städte, ja Länder verdeken; das erinnert wohl daran, wie oft ganz kleinliche häusliche Verhältnisse, weil sie uns dicht vor den Augen liegen, die Erinnerung an die größten Weltbegebenheiten vergessen machen können. Wie wäre es sonst möglich, ein junges Geschlecht fröhlich auf den Riesengräbern seiner Vorzeit spielen zu sehen und ohne Sehnsucht nach jener vergangenen Größe den Werth des Daseins blos auf die Flucht des unbedeutenden Augenbliks zu setzen? Ein Volk kurzsichtig oder weitsichtig zu machen, darin liegt das Endziel aller Politik. Ein kurzsichtiges hält sich den Strohhalm der Alltäglichkeit vor die Augen, und sieht schon daran etwas Großes, ein weitsichtiges findet in der Vergangenheit wirklich Großes und fordert ungestüm das Große auch von Gegenwart und Zukunft.

Es wäre das größte Unglük für die Welt, wenn die Arbeit nicht mehr nöthig wäre Sie ist nicht blos deshalb wichtig, weil sie uns zu leben schafft, das Leben verschönern hilft u. s. w. Die Arbeit bewahrt vor langer Weile und das ist ihr unbezahlbarstes Verdienst. So reizend es sich denkt, in paradiesischer Umgebung und in himmlischen Müssiggange zu leben, so erscheint uns das nur deshalb so reizend, weil wir es selbst schweißvoll aus der Ferne sehen; lebten wir nach diesem Wunsche, uns brauchte kein Engel mit glühenden Ruthen aus dem Paradiese zu treiben, wir gingen von selbst, um im Schweiß des Angesichtes unser Brod zu verdienen. Schon der bloße Anblik arbeitsamer Menschen stärkt, und das ist wieder der Grund, weshalb es so viele Müssiggänger auf dieser Welt aushalten können; ginge Alles müssig, so beeilte sich bald Alles, fleißig zu schaffen; denn wer nicht den Anblik der Arbeit hat, muß die Arbeit selbst aufsuchen.

Zwischen deutschem Himmel und deutscher Erde ist die Atmosfäre von jeder Geistesherrlichkeit geschwängert, die aus den weisen und dichterischen Gemüthern Deutschlands seit Jahrhunderten aufgestiegen ist, aber wieder nur weise und gelichtete Gemüther reichten bis jetzt hinauf, jene reinen Geistesdüfte, welche doch für jedes Menschenherz bestimmt sein müssen, einzuathmen. Was kann daher erwünschter als Vermittlung sein, die jenen hohen Geist der deutschen Atmosfäre in schöne Form verdichtet und wie sanften Frühlingsregen niederfallen macht auf das gesunde Volksherz, daß er es tief durchdringe und für die große Zeit, die kommen wird, befruchte? Der Volkspoet hilft mit bei diesem schönen Werke und kann zwischen jedem Höchsten des Geistes und der reinen Einfalt eines Herzens ein Profet und Vermittler werden — doch kann es nicht so leicht und schnell gelingen, dieser hohen Sendung zu genügen.

Es ist erfreulich, daß man in unsern Tagen so viel Aufsehen von männlicher Gesinnung macht, denn Gesinnung ist jedenfalls die erste Zierde eines Mannes, und ohne sie gar kein Ehrenmann mehr denkbar — aber es ist doch betrübend, daß man eine Eigenschaft, die sich an jedem Manne von selbst verstehen soll, mit so vielem Wesen auf den Schild erhebt, und wie eine außerordentliche Gottheit öffentlich zur Schau trägt. Was als bescheidene und natürliche Eigenschaft in jede männliche Brust gehört, taugt nicht zum prangenden Götzenbilde auf den Schild. Indessen — es ist doch gut, daß es in unsern Tagen wenigstens so ist, viel schlimmer ist es nur, daß es bisher noch nicht anders werden wollte.

Sage mir, auf was du im Leben freiwillig verzichtest; so will ich dir sagen, wer du bist und was deine geheimste Seele vom Leben haben will.

Wenn du in einem gerechten Kampfe deinen Feind besiegst, so habe Acht, daß du als Sieger die öffentliche Theilnahme auch behauptest; und das ist keineswegs so leicht. Der unterliegende Theil kann leicht das Mitleid für sich ausbeuten, während sich Mißgunst, Eitelkeit, Rivalität mit verstrikter Waffe hinter dir rüstet, und dir Blatt um Blatt von deinem Lorbeer schneidet. Bist du auch gleichgiltig gegen die Theilnahme und Bewunderung der Menge, so suche sie doch dauernd an dich zu fesseln, weil du eine Autorität des Guten bist, und das Gute durch dich leicht Autorität gewinnen kann.

Der Weg zu unserer Vollkommenheit geht zum besten Theile durch unser künstlerisches Talent. Das Leben regelt, die Wissenschaft läutert, die Kunst und insbesondere die Poesie verklärt unser Wesen. Ein Poet, welcher durch die keusche Uebung seiner Kunst nicht ein vortrefflicher Mensch wird, ist für sie entweder nicht berufen, oder er übt sie nicht wie er sollte. Denn wie ist es möglich, nur immer die feinsten Beziehungen des Geistes und die reinsten Empfindungen des Gemüthes aufzusuchen und zu vertheidigen, sich an ihnen zu üben und zu durchwärmen und durch Uebung sie bis zur Fertigkeit anzueignen, ohne daß unser ganzes We-

sen nach und nach davon erfüllt und dadurch geläutert werden sollte? Der Poet, der Künstler werde also vor Allem ein vortrefflicher Mensch; um den Zwek seiner Werke sei er dann unbekümmert, denn aus einem geläuterten Gemüthe kann nur Reines, Erhebendes, Läuterndes kommen; so bessert er, ohne nakte Sittenlehren zu predigen, so ist er Tendenz ohne Tendenzen zu jagen, so entspricht er den strengsten Anforderungen der Aesthetik, weil sein sittliches Auge die Dinge objektiv genug aus schöner getragener Ferne sieht und vervollkommt sich selber, indem er Andere bessert.

Wenn man sieht, wie wenige Schriftsteller im Stande sind, ihr eigenes Zeitalter, das sie doch mit aller frischen Fülle ihrer Erscheinungen umdrängt und erfüllt, in einem treuen Abbilde wieder zu geben — da möchte man wohl mit Recht über die Möglichkeit bangen, daß unter Tausenden Einer wahrhaft im Stande sei, ein gutes Bild der Vorzeit zu liefern, aus welcher ihm kaum allgemeine Umrisse herübergerettet sind.

Ein Künstler.

Viel und oft tolles Zeug hat man sich von dem unglüklichen Schauspieler Karl Ferdinand Leo erzählt. Erst vor Kurzem brachte die „Gegenwart" unter dem Titel „der alte Schauspieler" Mittheilungen aus einem Tagebuche, welches angeblich Leo bis kurz vor seinem Tode geführt haben sollte. Leo aber hat nie ein Tagebuch geführt, wie denn überhaupt das Schreiben nicht seine Sache war, um so weniger, als er bei seinem mißtrauischen, überall Verrath witternden Karakter den Grundsatz hatte, nie gegen Dritte sich schriftlich über andere auszusprechen, so schonungslos er auch Jedem ins Gesicht sagte, was er von ihm hielt.

„Ein Tagebuch," meinte er, „schreibt man im Grunde doch immer nur aus Eitelkeit, damit es einmal Andere lesen sollen; ich brauche mir nichts zu notiren, denn ich vergesse weder das Gute, noch das Böse, was ich erlebte."

Selten wohl hat ein talentvoller Jüngling mit so glühender Begeisterung die Bühne betreten, als Leo, selten fanden die ersten Versuche eines Kunstjüngers eine so beifällige, aufmunternde Anerkennung, als Leo sich deren erfreute. Seine Befähigung für die Kunst haben seine erbittertsten Gegner ihm zu keiner Zeit abgesprochen; ja wo er erschien, erkannten ihn alle als den Bedeutendsten an, und eben dies war der Grund vieler Verfolgungen, die er im Laufe seines Künstlerlebens erlitt. Leo konnte in der That stolz auf seine Feinde sein, und war es auch; dies aber erzeugte endlich zwischen ihm und seinen Kollegen eine Verbitterung, die selbst unter den Schauspielern damaliger Zeit für ungewöhnlich galt, und hieß es an einer Bühne: Leo kommt her, so war die Spannung auf den berühmten Künstler wie der Grimm gegen den als Kollegen so verrufenen Menschen im Voraus auf das Höchste gesteigert, und während Jeder von einer genialen, oft unübertrefflichen Darstellung des Schauspielers zu erzählen wußte, kamen gleichzeitig die skandalösesten und gehässigsten Geschichten

aus seinem Privatleben aufs Tapet. Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daß bei weitem die meisten solcher Geschichten reine Erfindungen seiner Gegner waren; dahin rechne ich das alberne, von mir schon oft, aber immer vergeblich, widerlegte Märchen von Leo's Leidenschaft für das Hazardspiel; ohne Zweifel war die erste Veranlassung zu diesem Gerede eine Verwechslung Leo's mit seinem Freunde Hentsch (eigentlich Graf M.f.dt), der außerdem daß er ein großer, genialer Künstler und ursprünglich edler Mensch war, in keiner Hinsicht mit dem aristokratisch noblen Leo etwas gemein hatte; denn während Leo alles darein setzte, bei der erbärmlichsten Truppe als feiner, gentiler Mann aufzutreten, war Hentsch Cyniker im strengsten Sinne des Wortes, und pochte darauf bei jeder Gelegenheit. Leo war, anstatt leidenschaftlicher Spieler zu sein, im Gegentheile der abgesagteste Feind alles und jeden Spieles — Schach ausgenommen, das er meisterhaft und mit Leidenschaft spielte, und das er mich schon als Knaben lehrte und seine Freude daran hatte, wenn die geübtesten Schachspieler in Altona mir nichts anhaben konnten. Seine Deklarazion wider Glüksspiele führten in Bamberg ein Gespräch zwischen ihm und Callot Hoffmann herbei, das Letzterer fast buchstäblich in seinen Serapionsbrüdern seiner meisterhaften Erzählung „Spielerglük" voranschikte. Leo's Karakter war eigentlich weich, ja schwach, und oft zeigte er eine Sentimentalität, die ihm den Spott derjenigen zuzog, die ihn nicht näher kannten und keinen Begriff von seinem wirklichen Leiden — Folge eines überreizten Nervensistems — hatten. Merkte ers nun aber, daß er der Gegenstand der Verhöhnung geworden sei, so raffte er all seinen Troz und all seinen Eigensinn zusammen, und war dann wie alle im Grunde schwachen Menschen, der Tirann seiner Umgebung, die den erst verspotteten Menschen nun fürchtete, und oft viel mehr als nöthig gewesen wäre. Leo, der dies sah und richtig zu würdigen wußte, da er seine eigene Schwäche nur zu gut fühlte, glaubte nun guten Grund zu haben, seine Gegner tief zu verachten, und dann fiel es ihm nie ein, dies zu verhehlen.

Eins hätte den armen Leo wohl mit der Welt und sich selber versöhnen können, die Liebe eines Weibes, und in Altona war es, wo er ein Mädchen leidenschaftlich liebte. Es war ein schönes Mädchen, sie hieß A..z und heirathete später den in Hannover verstorbenen Schauspieler Kellner. Leo schwärmte für sie, und vergaß endlich so sehr alle Klugheit, daß er dem Mädchen einen glühenden, leidenschaftlichen Brief schrieb. Ich, damals ein kleiner Junge, mußte den Brief zur A..z tragen, welche eben den übrigen Damen des Theaters einen Kaffee gab. Leo's Brief wurde öffentlich vorgelesen, und ich mit der Antwort nach Leo zurükgesandt. — Die Antwort mußte sehr nach Leo's Wunsch ausgefallen sein, denn er setzte sich auf der Stelle hin und schrieb noch einen Brief, welchen ich ebenfalls zur A..z bringen mußte. — Abermals eine Antwort — wieder ein Brief Leo's — kurz, ich mußte an diesem einen Nachmittag gewiß an die zwei Dutzend Briefe hin und wieder tragen, ohne daß Leo darauf verfiel, er könne von der schönen A..z gefoppt werden. — Da ward mir endlich des Laufens zu viel, und weinerlich sprach ich, als Leo mir den dreizehnten oder vierzehnten Brief zur Bestellung übergab: „Ich mag nicht mehr hingehen, sie lachen mich nur aus." — „Wer lacht Dich aus?" — „Die Damen bei Mamsell A..z, meine Mutter ist

auch da zum Kaffee, und wenn Deine Briefe vorgelesen werden, so schreien sie alle vor Lachen." — Leo starrte mich todtenbleich an, dann brach er selber in ein lautes Gelächter aus, riß mir den Brief, welchen er mir gegeben, wieder aus der Hand, und schrieb einen andern. „Diesen Brief bestellst Du noch," rief er mir in einem Tone zu, daß ich nicht für gut fand, dawider zu protestiren; ich trug auch diesen Brief zur A..z, wurde dort mit Jubel empfangen, die A..z erbrach den Brief, um ihn vorzulesen, wie die früheren, sie kam aber hier nicht über die ersten zwei Zeilen heraus, und als die anderen Schauspielerinnen sie aufforderten doch fortzufahren, stand plötzlich Leo mitten unter ihnen und hielt ihnen eine Rede, von der ich damals zwar nichts verstand, die aber fürchterlich gewesen sein soll, wie mein Vater mir später sagte. — Die Folge war, daß die ganze Kaffeegesellschaft gegen Leo klagbar einkam, und dieser kam meinem Vater zuvor und kündigte sein Engagement. Die schöne A..z heirathete, wie gesagt, später den Schauspieler Kellner, die Ehe soll keine glükliche gewesen sein. Leo aber hatte, als ich ihn zuletzt in Weimar sah — volle 25 Jahre später! seine alberne Liebe und den Hohn, der ihm für sie geworden war, noch nicht verwunden. Viele Jahre schon war er mit dem Gedanken des Selbstmordes vertraut gewesen, aber ich weiß es, daß nicht Unzufriedenheit mit seiner äußeren Stellung — so jämmerlich diese in Weimar auch war — ihn trieb, seinen düstern Vorsatz auszuführen; der wahre Grund war der, daß er die Abnahme seiner geistigen Kraft erkannte, und als ich das lezte Mal von ihm schied, sagte er mir: „mit mir ist es nun bald vorbei, ich werde alt. „Wenn Du die Jugend begrubst — warum noch leben?" diese Worte Byron's waren die lezten, die er zu mir sprach, acht Tage darauf erschoß er sich.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Oper in Deutschland und Frankreich.

Sie haben mich ausdrüklich aufgefordert, Ihnen den gegenwärtigen Zustand der Oper in Deutschland und Frankreich, einen Artikel für Ihren „Salon" zu schreiben und ich will versuchen, in wiefern es mir damit glükt — viel Erbauliches wird aber nicht dabei herauskommen; denn weder in Deutschland noch in Frankreich werden in diesem Augenblik jene Ansprüche erfüllt, welche das Publikum an eine Oper zu machen berechtigt ist. Betrachten Sie nur unsere gegenwärtige deutsche Oper in Wien! Sie gilt so ziemlich allgemein für die beste in Deutschland und es ist, was die ihr zu Gebote stehenden Mittel (Sänger-Personal und Kapelle) betrifft, unbezweifelt — dennoch wie schwach, wo nicht gar gänzlich verfehlt sind oft ihre Leistungen, eben da, wo es die Ausführung der Tonwerke unserer großen deutschen Meister gilt. Den noch lebenden, namentlich jüngeren deutschen Komponisten ist es fast unmöglich, irgend eine ihrer Opern hier zur Aufführung zu bringen, Marschner konnte bisher mit seinem als klassisch anerkannten „Templer" nicht durchdringen; sein „Hans Heiling" wurde bei den ersten Vorstellungen geradezu verhunzt; Füchs mußte mit seinem „Guttenberg"

erst nach Gratz wandern, bevor er sie hier im zweiten Operntheater zur Aufführung bringen konnte, und Kücken mit seinem „Prätendenten" hat vorerst unverrichteter Dinge wieder das schöne Wien verlassen müssen. Mozart's größtes Meisterwerk haben die Wiener seit der ersten Aufführung des Werks unter des Meisters Leitung (1787) nie wieder so gehört, wie Mozart es schrieb, und obgleich der „Don Giovanni" in Berlin, Dresden, Hamburg, Breslau, München und Manheim jetzt nach der Originalpartitur ohne Auslassungen noch späterer Zusätze (die Mozart selbst entwarf) gegeben wird — in Wien hört man ihn auf der ersten Opernbühne Deutschlands immer noch in der abscheulichen Verstümmlung, der ärmlichen Ausstattung und des schlechten Arrangements ganz zu geschweigen. Im Ganzen genommen steht es aber mit den andern deutschen Opernbühnen um nichts besser, die deutsche Oper, die deutschen Meister sind daselbst so schlecht vertreten als in Wien, und die königlich dotirten Opern zu Berlin und Dresden sind ihrem gänzlichen Verfalle nahe! Die unverschämten Forderungen einzelner renomirter Sängerinnen und Sänger machen es selbst reicheren Bühnen oft unmöglich, ein in allen Theilen befriedigendes Ensemble herzustellen und die ungeheuren Summen, welche die Primadonna und der erste Tenor kosten, werden am Ensemble, an der Ausstattung und vom Honorar, das der Komponist von Rechtswegen beanspruchen kann, abgezwakt.

Dazu kommt noch der Neid der bei den Bühnen angestellten Kapellmeister, die kein neues Werk, das sie nicht selber komponirt haben, aufkommen lassen und müssen sie sich einmal fügen und eine neue Oper aufführen, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie unter 10 eingesandten Werken immer den schlechtesten den Preis zuerkennen, wahrhaft empörend, aber leider konstatirt sind die Geschichten, die in dieser Art von dem Kapellmeister Taubert in Berlin kursiren, und welche Mittel dieser Herr anwendet, junge talentvolle Komponisten zurükzuschreken, daß es seit Jahren schon keiner mehr wagt, der königlichen Bühne zu Berlin eine Oper anzubieten.

In Dresden liegen sich die beiden Kapellmeister Reißiger und Wagner beständig in den Haaren, was der Eine zur Aufführung bringen möchte, will der Andere nicht, und so kommt auch dort nicht Neues aufs Repertoir; in Hamburg ist das derselbe Fall, da die beiden dortigen Kapellmeister Krebs und Schindelmeisser Todfeinde sind. Marschner in Hanover vermag nicht durchzudringen, da der Hof nur italienische Opernmusik liebt. Stuttgart und München zählt an seinen beiden Hofkapellmeistern zwei bedeutende Komponisten, aber auch eben so große Neidhämmel, und an jenen Bühnen wo der Wille besser ist, z. B. in Frankfurt a. M., Leipzig, Schwerin, Neustrelitz u. s. w. fehlen leider die Mittel, um mehr als höchstens Mittelmäßiges bieten zu können, und während einzelne Gesangsvirtuosen die Kassen, anstatt sie zu füllen, erst recht erschöpfen, geht auch dort der deutsche Komponist leer aus, und große Talente wie Hering in Bautzen, L. Böhner in Meiningen, Conradi in Berlin, Otto in Dresden rc. verkümmern ungekannt und unbeachtet, und doch könnte jeder dieser Männer unendlich Vorzüglicheres leisten, als Herr Balfe der Engländer oder jene neuern italienischen Komponisten, deren Bekanntschaft wir während der lezten italienischen Staggione in Wien zu machen das Unglük hatten.

Reden wir von der Oper in Frankreich, so kann natürlich nur von der großen Oper zu Paris, so wie von der Oper Comique die Rede sein, beide stehen diesen Augenblik auf sehr schwachen Füssen; die einst berühmten und gefeierten Sänger sind alt und stimmlos geworden, wie jene in Berlin und Dresden, desgleichen die Komponisten, und an jungen Nachwuchs scheint bedeutender Mangel, denn was uns in neuester Zeit von Frankreich an neuen Opern zukam, erhob sich nur sehr wenig über die Mittelmäßigkeit. Jedenfalls besitzt Deutschland in diesem Augenblik bei weitem mehr produktive Kräfte für die Oper als Frankreich, und indeß dort der Mangel ein wirklicher augenbliklich mit dem besten Willen nicht zu hebender erscheint (welche Mühe gab sich nicht die vorige Direkzion der großen Oper, um Meyerbeer wieder für sich zu gewinnen!) liegt die Schuld bei uns lediglich an unsern Bühnenvorständen, denen meist der gute Wille fehlt oder welche nicht Energie genug besitzen, um es zu wagen, zuerst das Werk eines noch unbekannten Tonsetzers zur Aufführung zu bringen, wenn derselbe nicht — anstatt Honorar zu beanspruchen, noch die Kosten der Aufführung aus seinem eigenen Säkel bestreitet. Unter solchen Umständen, und bei der eingerissenen Wuth unserer Bühnenvorstände, durch Gastspiele irgend einer eben in die Mode gekommene Gesangs-Notabilität alle übrigen Unvollkommenheiten vertuschen zu wollen, ist vorerst wenig Aussicht vorhanden, daß es schon sobald anders und besser mit unserer Oper werden dürfte, und so lange die Franzosen immer nur noch auf Meyerbeer und seinen Profeten hoffen und hoffen müssen, ist auch dort die nächste Aussicht keine tröstliche. Das ist der Stand der Dinge in diesem Augenblik.

Das deutsche Lied in neuester Zeit.

Ich will den Deutschen kein Kompliment machen, indem ich die Behauptung aufstelle, sie allein besäßen das echte Lied, und wüßten es zu singen.

Die Franzosen haben allerliebste Chansons, die Engländer, Irländer und Schotten wunderschöne Songs, die Italiener ihre Kanzonen, die Spanier ihre Romanzen, Dänen, Schweden, Polen, Russen und Ungarn ihre Volksweisen, die der Mehrzahl nach überall Anklang finden, allein ohne im mindesten dem Verdienste ausländischer Singweisen im Fache des Liedes Abbruch zu thun, so muß doch gesagt werden, daß sich das Lied anderer Nazionen nur in gewissen, enggezogenen Grenzen bewegt, was sich bei manchen Völkern sogar in der Wahl der Tonarten kundgibt (z. B. bei den Slaven) wo alle Singweisen meist in Moll versiren. Das deutsche Lied dagegen umfaßte schon von frühester Zeit her das ganze Leben des Volks, das sich darin abspiegelte, und Lust und Leid in weitester Bedeutung des Worts bildete seinen Inhalt. Fast unübersehbar ist der Liederschatz der Deutschen von Karl den Großen bis auf die neueste Zeit, und zu beklagen ist es nur, daß in unsern Tagen von den Komponisten — wenige Ausnahmen abgerechnet — das eigentliche Volkslied weniger kultivirt wird als das in früheren Zeiten der Fall war, und wir anstatt

dessen jetzt mehr ausgeführte und durchkomponirte Gesänge als eigentliche Lieder erhalten. Hoch über Alles, was das Ausland in der Art besitzt, stehen die mehrstimmigen Lieder der Deutschen, namentlich jene für Männerstimmen, und ihnen vorzüglich ist der Aufschwung unserer Liedertafeln und Männergesangsvereine, welche bei den großen Liederfesten über alle anderen Nazionen den Sieg davontrugen, zuzuschreiben. In diesen Männer-Quartetts erscheint das Lied als reines Vokalstük, während es sonst in der Regel von dem Klaviere und der Guitarre, seltener vom Saitenquartette, und noch seltener vom Orchester (es müßte denn Opernlied sein) begleitet wird. — Das Kirchenlied in den protestantischen Kirchen (Choral genannt) wird bekanntlich von der Orgel, in kleineren, besonders Privatkapellen, auch wohl von der Fisharmonika begleitet.

Seit Anfang dieses Jahrhundertes ist von unseren ausgezeichnetsten Komponisten sehr viel für das Lied gethan worden; Reichardt, Zelter, Zumsteg, Himmel, Karl Maria von Weber, Spohr, Friedrich Schneider, Krebs, Heinrich Dorn, Methfessel müssen hier vor Allen genannt werden. Was Beethoven im Liede leistete, ist seinen Verehrern genugsam bekannt; Franz Schubert brach sich eine neue Bahn, und muß als Begründer des neuromantischen Liedes angesehen werden, das sich noch jetzt einer so großen Beliebtheit erfreut; seiner Schule schlossen sich Reissiger, Pohlenz, Karl Bank, K. E. Hering, Dessauer, Proch, Kücken und Andere an, indes Lachner, Lindpaintner, H. Marschner, Pierson wieder einen anderen, eigenthümlichen Weg einschlugen, und Mendelssohn-Bartholdy, R. Schumann, Julius Becker uns sogenannte Lieder ohne Worte lieferten, welche bei weitem höher stehen, als ihre wirklichen Lieder. Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur jene Komponisten namentlich anführen konnte, deren Lieder sich durch besonders hervortretende Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Die Zahl der deutschen Liederkomponisten ist zur Zeit größer, denn je vorher, doch geht es hier wie überall: Viele sind berufen, Wenige erwählt. — Soviel aber geht aus allem hier Gesagten ziemlich deutlich hervor, daß unser Liederschatz so leicht nicht zu erschöpfen sein dürfte, eben, weil den Deutschen vor allen anderen Völkern Gesang Bedürfniß ist, „in Leid und Freud'".

Wie ich meine Kinder erziehe.

Von einem Tauben.

Meine Kinder sind mutterlos, ich bin taub, und die Zeit, die ich meinen Arbeiten widmen muß, nimmt den größten Theil des Tages in Anspruch; ich bin nicht wohlhabend genug, um in dem theueren Wien eine eigene, ganze Wohnung erschwingen zu können, noch ist es mir möglich, einen weiblichen Dienstboten zu halten, ich muß deshalb in einem Separatstübchen als Afterpartei bei einer Familie wohnen, welche selbst Kinder besitzt, bei denen von Erziehung, als ich meine Wohnung vor drei Jahren bezog, keine Spur zu entdeken war.

Vom Tage ihrer Geburt an ließ ich meine Kinder nicht aus den Augen, und alle meine Freistunden waren ihnen gewidmet; die jüngsten erhielten nie mütterliche Pflege, ich habe sie großgezogen, in ihren Kinderkrankheiten selbst behandelt, und da ich nie ihre Stimmen hörte, so war ich gezwungen, auf ihre leichtesten, unwillkürlichsten Bewegungen zu achten, wollte ich keinen Fehlgriff begehen. Die Kinder, so wie nur einigermaßen das geistige Leben in ihnen erwachte, bewiesen mir, daß sie dies sich gemerkt hatten; auch hatten sie bald gemerkt, daß der Vater ihr Geschrei nicht höre, und wenn er es gewahre, ihnen freundlich zurede, und sie befrage, was etwa ihr Begehr sei (dieses bewerkstelligte ich leicht dadurch, daß ich dem Kinde dasjenige zeigte, wovon ich glaubte, was es eben wolle, z. B. ein Brod, zu trinken, ein Spielwerk), und die Kinder gewöhnten sich bald, das, was sie eben wirklich bedurften, zu wählen; dieses gab ich ihnen dann, indem ich langsam und deutlich den Namen des dargereichten Gegenstandes aussprach, und in Folge dieses Verfahrens hat jedes meiner Kinder noch vor beendigtem ersten Jahre alle ihm vorgezeigten, gewöhnlichen Gegenstände deutlich und richtig benennen können. Mit dem zweiten Lebensjahre meiner Kinder begann ich meinen Unterricht damit, daß sie Alles, was sie verlangten, und früher schon durch Zeichen abverlangt hatten, mittelst der Fingersprache und Schreiben, bevor sie noch einen Buchstaben kannten, richtig fordern mußten. Ich zeigte ihnen immer bei jedem begehrten Gegenstande das ganze Wort gedrukt, geschrieben und in der Fingersprache, und sie lernten es richtig lesen, schreiben und mit der Fingersprache darstellen, bevor sie noch das ABC hersagen konnten; dies lernten sie später, als sie schon viele Worte und ganze Sätze bildeten, in einer Stunde. Ich schlage meine Kinder nie, ich zanke nie mit ihnen; ihre einzige, aber für sie fürchterlichste Strafe ist, wenn ich nicht mit ihnen rede. Sie wissen genau, daß sie reinlich, wahr und unbedingt gehorsam sein müssen, soll der Vater mit ihnen zufrieden sein, und ihre Liebe zu mir hat ihnen, bei aller kindlichen Heiterkeit, einen Grad von Festigkeit gegeben, welchen man bei Kindern dieses Alters selten findet, und der den Leuten, bei denen ich wohne, dergestalt imponirt, daß sie meine Kinder besser, als ihre eigenen, behandeln, besonders, seit sie merkten, daß der Umgang mit meinen Kindern die ihrigen veredelt, denn was ich meinen Kindern lehrte, lehren diese aus freiem Antriebe den Kindern meiner Wirthsleute. Meine Kinder erhalten von mir durchaus keine Spielsachen, ihre Lust ist, daß ich ihnen erzähle und etwas Neues lehre; mein sechsjähriger Gustav zeichnet und malt seiner jüngeren Schwester, was ihr eben einfällt, und erzählt ihr dazu Geschichten; mein ältestes Mädchen befindet sich jetzt in Hamburg, wo mein Freund der Kapellmeister Krebs ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent ausbildet. Gustav zeigt die größte Anlage zum Mechaniker, und das fünfjährige Jettchen hält in der Stube, wo wir wohnen, strenge Ordnung, so daß dem Vater nie ein Papier vom Schreibtische kommt. —

Lüge, Neid, Genäschigkeit, und wie all' die anderen gewöhnlichen Kinderuntugenden heißen, kennen meine Kinder nicht. Ich erziehe sie streng religiös, und lehre sie die Formen der Religion, in der sie erzogen werden (der katholischen), achten und lieben, wie es ihre Kirche (ich selber bin Protestant) verlangt. Da auch die jüngeren Kinder viel Liebe und Talent

für die Musik zeigen, so benütze ich dies natürlich, um auf ihre jungen Gemüther einzuwirken, und da ich troz meiner Taubheit ein ziemlich fertiger Klavierspieler bin, spiele ich ihnen, wenn ich eben Zeit habe, meist aus Mozart's Opern vor; weder Gustav noch Jettchen besuchten bis zu diesem Tage noch ein Theater, aber der Knabe hat fast den ganzen Klavierauszug des Don Juan dergestalt im Kopf, daß er jede Melodie richtig singt, und Jettchen trillert mit ihrem feinen Stimmchen fast sämmtliche schwedischen Lieder der Lind.

Meine Kinder reden und schreiben durchaus alle Worte orthografisch richtig, aber Gustav und Jettchen bis jezt nur mit großen lateinischen Buchstaben, wogegen das zehnjährige Dorchen eine feine, elegante und dabei feste Schrift, die an Varnhagen von Enses Handschrift erinnert, in Zeit von kaum einem Jahre sich aneignete. Gustav, dem ich sagte, daß ein tüchtiger Seemann und Mechaniker müsse gut rechnen können, thut sich Gewalt an, gut zu rechnen; ich glaube er ist so wenig ein Rechengenie, als sein Vater, indeß in der Regula de tri dürfte es ihm doch so leicht kein anderer Knabe seines Alters in Wien gleich thun, und er quält mich eben gewaltig, ihn in die Brüche einzuführen, von denen er in einem alten Rechnungsbuchfragment gelesen hat, natürlich ohne weiter etwas davon zu verstehen, als daß es sich hier um gebrochene Zahlen handle; Gustav hat aber doch gleich so viel gemerkt, daß es damit eine ähnliche Bewandtniß wie mit den halben, Viertel-, Achtel- rc. rc. Noten haben müsse, die er alle gar wohl zu unterscheiden und zu berechnen weiß, wodurch ich auf den Gedanken gerieht, ob man den Kindern das Rechnenlernen nicht sehr dadurch erleichtern könne, daß man ihnen die Noten und ihre Geltung kennen lernte. Gustav muß mir zum Beispiel von jeder Note sogleich auf dem Sisteme nicht nur ihre Sekunda, Terz, Quart, Quinta, Sexte rc. angeben, sondern auch die ganze Note bis zum 64stel getheilt, in jedem mir beliebigen Zeitmaß vortaktiren, was auf das richtige Beurtheilungsvermögen der Kinder, und nicht nur für einen und denselben Gegenstand, von einem wahrhaften Nutzen ist. Die Lebensweise meiner Kinder ist die allereinfachste; sie erhalten Brot, so viel sie wollen, Obst, Mittags Gemüse, ihr einziges Getränk ist frisch von dem Brunnen geschöpftes Wasser, und indeß im verflossenen Winter in sämmtlichen Nachbarshäusern die Mehrzahl der Kinder krank lagen und sehr viele starben, blieben meine Kinder gesund, heiter und wuchsen in die Höhe wie junge Tannen.

Lyser.

Ein Spielkamerad.

Genrebild.

Von J. Märzroth.

Spielkamerad! — Welch' ein wehmüthiger Ton zittert bei dem Klange dieses Namens durch unsere Seele, wie ruft er den schönen Traum unserer Jugend aus der Gedächtnißgruft empor. Was gäbe man nicht in solchen Augenbliken darum, wenn man wüßte, was aus den Genossen unserer schönsten, poesiereichsten Lebensperiode geworden, wo sie hingekommen, was ihre Geschichte sei!

Unter meinen Spielkameraden nahm einer vor allen Andern einen vorzüglichen Rang ein. Als wir uns kennen lernten, war ich ungefähr im sechsten Jahre, während er bereits das Zehnte zählte. Er war um ein Bedeutendes größer als ich, und zeichnete sich überhaupt durch eine ungewöhnliche Länge seiner dünnen Beine, so wie durch eine gewisse Gestrektheit seines ganzen Körpers aus. Er war der Sohn blutarmer Eltern, welche zu ebener, ja man konnte sagen — unter der Erde wohnten. In demselben Hause, aber im ersten Stokwerke, verlebte ich einige Jahre meiner Kindheit. Es herrschte also zwischen mir und dem langen Knaben ein großer Abstand, eine Kluft, welche Erwachsene gewiß für schwer übersteigbar gehalten hätten, während wir glüklichen Kinder troz „erstem Stok und ebener Erde“ bald in die innigste Verbindung geriethen.

Natzi, so hieß dieser Spielkamerad, war ein seelenguter Knabe, der Alles eher ertragen konnte, als mich in Thränen zu sehen. Er gab mir mit wahrer Lammsgeduld in Allem nach, er ließ mich auf seinem Rüken sitzen, während er selbst mit unnachahmlicher Geschiklichkeit die stolzen, unruhigen Geberden eines feurigen Araberpferdes nachzuahmen wußte, er schenkte mir seinen ganzen reichen Vorrath blanker Messingknöpfe, von denen im Hause die Sage ging, daß Natzi sie mit bewundernswerther Meisterschaft den ahnungslosen vorübergehenden Lions — damals Stutzer genannt — von den Frakschößen abgeschnitten habe, was aber gewiß pure Verläumdung war, denn Natzi war niemals tükisch oder hinterlistig, und die offene Seele leuchtete unläugbar aus seinen klaren, blauen Augen hervor; er tröstete mich wenn ich Kummer hatte, und er wußte mich auch immer bald durch allerlei schnurrige Streiche aufzuheitern, und ich hatte ihn auch darum so herzinnig lieb, daß ich ein Mal, als Natzi eben mit einem Kutscher des Hauses in die „Schwemme“ reitend, freundlich zu mir heraufläch elte, nahe daran war, dem lieben guten Jungen gerade zum Fenster hinaus um den Hals zu fallen. — In die Schwemme reiten aber, das war Natzi's Leidenschaft, und wenn er so barfuß, mit hinaufgestreiften Nankinghosen, in Hemdärmeln, und die Flachshaare unbedekt im Winde flattern lassend, auf dem ungesattelten und ungezäumten Gaule saß, und fest die schwarze Mähne um die eine Hand gewikelt hatte, während die andere muthig den Hals des Pferdes klopfte, da war Natzi — man sah's ihm an — unaussprechlich glüklich, und nicht um ein Königreich hätte er da von dem Gaule gelassen.

Wie beneidete ich aber auch Natzi darum! — Doch ich durfte niemals in den Hof hinab, wie konnte also mein unwiederstehliches Gelüste, auch einmal in die Schwemme zu reiten, befriedigt werden? — Natzi hatte mir meinen Schmerz und meine Sehnsucht an den Augen abgesehen, und er dachte einmal eine ganze Stunde darüber nach, wie er vielleicht mir zu Liebe das Pferd auf den Gang im ersten Stokwerke hinaufbringen könne. Ich war begeistert von dieser Idee, denn ich wußte, daß Natzi Alles für mich unternahm, aber bald stürzte mich sein Geständniß, daß die Sache doch durchaus unausführbar sei, wieder aus meinem Himmel. — Er ergriff aber meine Hand und sagte in entschiedenem Tone: „Sei ruhig, Du sollst in die Schwemme reiten!“

Ich sah ihn mit großen, ungläubigen Augen an, er winkte mir geheimnißvoll zu, und

ich lebte mehre Tage in außerordentlicher Aufregung. Endlich — Natzi hatte es so einzurichten gewußt, daß die Pferde zu einer Zeit in die Schwemme geritten wurden, während welcher meine Eltern nicht zu Hause waren — endlich erschien Natzi vor mir, nahm mich an der Hand und sagte blos: „Komm'!"

Ich bin nicht im Stande, die Gefühle zu schildern, welche mich damals bestürmten, und ich sage nur, daß ich mehr träumend als wachend mit Natzi über die Stiege hinabschwebte. Ich hörte den Gaul wiehern, es war Musik für meine Ohren, ich sah mich schon im Geiste hoch oben zu Rosse, in der „Schwemme" von plätschernden, schaumspritzenden Wellen umflüstert. — Wir waren beim Hofe angelangt, — da erschien die düstere Gestalt meines Hauslehrers am Eingangsthore, und es war mir bei seinem Anblike, als ob der Himmel donnernd über mich zusammen bräche. — Ich ward auch bald von den dürren Lehrerhänden ergriffen und mit strenger Strafe bedroht. Natzi schwor hoch und theuer, daß ich unschuldig sei, daß er mich gewaltsam herabgeschleppt habe; man hörte ihn nicht, man untersagte ihm, sich mir je wieder zu nähern, — ich ward hinaufgebracht, und als ich mich umsah, da stand Natzi mit Thränen im Auge, dabei aber mit dem Fuße stampfend.

Von da an sahen wir uns seltener und verstohlen, aber wenn wir uns sahen, da waren wir um so glüklicher, denn gerade das Gefühl der Trennung schloß unsere Herzen nur um so inniger aneinander. Natzi gab mir fortwährend zahllose Beweise seiner treuen Freundschaft, und als ich mit meinen Eltern nach einem anderen Stadttheile zog, und ich nun wußte, daß ich meinen lieben Natzi vielleicht erst nach Jahr und Tag wieder sehen dürfte, da hätte ich vor Schmerz vergehen mögen! — Beim Abschiede hielten wir uns lange bei den Händen. Keiner von uns sprach ein Wort. Endlich griff Natzi in die Tasche, brachte einen großen, eingekerbten Messingknopf hervor, überließ dies, sein Theuerstes, mir zum Angedenken, und war plötzlich davon gelaufen, wahrscheinlich um seine Rührung vor mir zu verbergen.

O, es war ein herzensguter Junge! — Jahre vergingen, und ich sah Natzi nicht wieder. Die mancherlei neuen und wechselnden Lebensverhältnisse, in die ich gerieth, verwischten Natzi's Bild immer mehr und mehr in meinem Gedächtnisse, und ich gestehe es zu meiner Schande, daß mir Natzi nach zehn Jahren nicht ein einziges Mal mehr in den Sinn kam. — Ich verließ auf einige Jahre die Vaterstadt, bis ich das Heimweh nicht länger mehr ertragen konnte, und auf Flügeln der Sehnsucht wieder zurükkehrte.

Die erste Gasse, welche mein Fuß betrat, war jene, in welcher das Haus stand, das mich und Natzi einst beherbergte. In der Zeit meiner Abwesenheit hatte die Straße durch entstandene Neubauten eine fremde, kalte Fisiognomie erhalten; desto heimischer fühlte ich mich aber, als mein Auge auf jenes unverändert gebliebene Haus meiner Kindheit fiel, das nur etwas genirt zwischen den hinzugekommenen stolzen und hoch emporragenden Bauten erschien. Mit der unaufhaltsam hervorbrechenden Erinnerung an die in diesen Räumen verlebte Kindheit, trat auch bald immer deutlicher das Bild meines Spielkameraden vor meine Seele, und als wäre es eine Hauptaufgabe meines Lebens gewesen, ich mußte in das Haus hinein.

Wehmüthig stand ich im Innern des wohlbekannten Gebäudes; es war noch Alles so wie es vor so und so vielen Jahren war, selbst der Ziehbrunnen schien mir noch dasselbe Geächze und Gequike zu haben, wie damals; der wohlthuende Odem meiner Kindheit hauchte mich an, es ward mir so wohl und so weh, — aber wohin ich mich wandte, da blikten mir wildfremde Gesichter entgegen, und Niemand wußte etwas von Natzi. Außer Natzi's Namen war ich keine näheren Daten über ihn zu geben im Stande. Die Leute sahen mich gar verwundert an, und Einer sagte ziemlich spöttisch: „Es wird schwer halten, etwas von Ihrem Natzi zu erfahren, denn es gibt auf der großen Welt viele Natzi!" — Ich sah ein, daß meine Nachforschungen vergeblich seien, und gedankenvoll schritt ich von dannen.

Es waren ungefähr 18 Jahre, seit ich Natzi das letzte Mal gesehen hatte, da wanderte ich eines Tages sinnend durch die lärmenden Straßen meiner Vaterstadt. Ich hatte in dieser Zeit eben wieder bittere Erfahrungen gemacht, Freunde hatten mich verrathen, mein Vertrauen zu den Menschen hatte tükische Stöße erhalten, und es war gerade damals eine so schwarze Stunde über mich gekommen, daß ich den Plan zu einem förmlichen Diogenesleben auszubrüten begann. — Da faßte mich Jemand am Arme. Ich sah mich um, und der elegante Chevalier X. stand vor mir.

„Gut, daß ich Sie gerade hier treffe," sagte er, „kommen Sie mit mir. Baron S., der sich für Sie zu verwenden versprach, reist in dieser Stunde ab, und es wäre gut, wenn Sie sich jetzt bei ihm beurlaubten." — Dies aber paßte gerade sehr wenig zu meiner Gemüthsstimmung, und ich begann mich hinter allerlei Ausflüchte zu verschanzen.

„Paperlapa!" rief der Chevalier. „Kommen Sie nur. Wenn man Sie nicht gewaltsam fortzieht, kommen Sie nie zu etwas."

Und er hängte sich in meinen Arm und zog mich mit sich fort. In der betreffenden Gasse angelangt, erblikten wir bereits den zur Abfahrt gerüsteten eleganten Reisewagen des Baron S.

„Geschwinde!" drängte der Chevalier, und als wir hinkamen, war es wirklich die höchste Zeit, denn der Herr Baron hatte bereits die letzten Händedrüke an mehre Freunde ausgetheilt und saß schon ungeduldig im Wagen. Wir traten hinzu und wünschten ihm glükliche Reise.

„Ich werde bei Gelegenheit Ihrer gedenken, Herr M.," sagte mit einer faden Protekzionsmiene der Herr Baron zu mir, und lehnte sich nachlässig in den elastisch-gepolsterten Wagen zurük.

Bei Nennung meines Namens aber blikte des Barons Kutscher, ein langer, bebärteter Bursche, rasch auf uns hinab. Sein Auge suchte unruhig umher, er stieg endlich, troz des Barons unfreundlicher Mahnung zur Abfahrt, gar vom hohen Boke ab und trat schüchtern auf mich zu.

„Verzeihen Sie," sagte er in einem vor Unruhe bebenden Tone zu mir, „aber ich muß es wissen, — sind Sie Herr M.?"

Ich bejahte verwundert, auch die Uebrigen warteten neugierig, was da kommen sollte.

„Sind Sie Herr J. M.?" fragte der lange Bursche, sichtlich noch aufgeregter, fort.

Als ich dieß ebenfalls bestättigte, ergriff er treuherzig meine Hand und in einem unaussprechlich rührendem Tone sagte er: „Kennen Sie den Natzi nicht mehr?" —

„Natzi!" rief ich, überwältigt von der magischen Gewalt der Jugenderinnerung, und machte mir im Stillen Vorwürfe, daß ich Natzi nicht gleich an den großen, treuherzigen, blauen Augen erkannt hatte, und zur allgemeinen Verwunderung, und unter mancherlei Glossen der Umstehenden fielen wir einander in die Arme. —

„Was machst Du, wie geht's Dir lieber J.?" fragte er endlich mit wahrhafter, wohlthuender Theilnahme, und eben wollte ich, Alles um mich her vergessend, den Schleier von unseren bisherigen Lebensschiksalen gegenseitig lüften, da ergriff mich der Chevalier ziemlich unsanft am Arme, und mich auf das „Unschikliche der Situation" aufmerksam machend, suchte er mich zu entfernen.

„Es thut mir leid," sagte mit schneidender Ironie der Herr Baron zu mir, „aber ich will heute Abends sieben Uhr noch in P. sein. Ich bitte also auf ein anderes Mal." — „Ignatz," wandte er sich barsch an meinen Spielkameraden, „mach', daß du fort kommst."

Natzi gehorchte, warf einen herzinnigen Blik auf mich, stieg auf den Kutschbok, und bald rasselte der Wagen von dannen. —

„Aber was haben Sie denn da gemacht?" sagte der Chevalier verdrießlich zu mir.

„Er war mein Spielkamerad" ....

„Zum Gukuk!" meinte der Chevalier, „wenn wir mit allen unseren ehemaligen Spielkameraden auch in späteren Jahren fraternisiren wollten, wir würden, bei Gott, höchst erbärmliche Figuren spielen!"

Er verließ mich mit flüchtigem Gruße, und ich wußte, daß ich so Manchem nun zum Gegenstande des Spottes geworden sei. Immerhin, dachte ich mir und hatte noch sonst allerlei Gedanken dabei, Gedanken, von denen es vielleicht gut war, daß ich sie nicht laut aussprach.

Später erfuhr ich, daß Natzi seinen Herrn auf der Reise verlassen hatte, und mit einer andern Herrschaft nach London gegangen sei.

Der Himmel weiß, ob wir uns je wieder treffen werden, aber, treffen wir uns, so will ich dem ehrlichen Natzi, troz allem Nasenrümpfen der Beglacehandschuhten, um den Hals fallen, denn „die Augen sind der Spiegel der Seele," und so liebe, treuherzige, truglose, blaue Augen, wie Natzi sie hatte, habe ich, so sehr ich auch seither darnach suchte, noch nicht gefunden. —

Ueber George Sands neue Novelle:

La Mare du Diable.

Es ist sehr oft bemerkt worden, daß der Geist der Frauen, wenn er nicht bloß gesellschaftlich anregend', sondern in den mannigfachen Formen des Denkens und der Kunst sich

äußert, jener lebensvollen Freiheit entbehrt, durch welche allein, Werke der Einbildungskraft auf uns zu wirken im Stande sind. Das Beste und Wahrste in ihren Beobachtungen wird verletzend, weil Standpunkt und Gesinnung, nicht hoch und bestimmt genug erscheinen; ja selbst Gefühl und Witz, Gaben, welche der Frauenwelt besonders eigen sind, üben nur halb ihre Wirkung, weil wir eine Ueberlegenheit nicht gerne eingestehen, die kämpfend und doch schüchtern, mit etwas zu großem Selbstbewußtsein sich geltend macht. —

Die meisten Schriftstellerinnen sind in diesem Falle — schlagende Beispiele unter den Lebenden wären leicht anzuführen — bloß wenige von wahrer Ueberlegenheit, haben es verstanden, sich selbst zu kennen. Rahel Varnhagen von Ense bewahrte der reinste Sinn und die durchdringendste Einsicht vor solchen Klippen; bildendes Vermögen sprach sie sich gänzlich ab. — Unter den Frauen, welche in Allem sich versucht, kennen wir nur Eine, welche die mannigfachsten Urtheile eine Zeitlang angeregt und am Ende jeden Tadel zum Schweigen gebracht hat. — Wir meinen George Sand. —

Wir versuchen es hier nicht, die ganze reiche Thätigkeit ihres Geistes zu betrachten; sondern bloß eine kleine Erzählung vorzuführen, die uns an und für sich von großem Interesse geschienen hat, noch mehr aber, weil sie das Erholen einer durch Ueberreiz ermüdeten Seele auf das glüklichste verkündet.

Den Deutschen wie den Franzosen ist die Zeit noch sehr wohl im Gedächtniße, in welcher unternehmende, rege Geister, den ganzen Kreis der Gesellschaft mit allen ihren Höhen und Tiefen zu durchmessen unternahmen. Heftig stürmten sie durch alle Wogen menschlicher Lust, durch alle Gluthen menschlichen Leidens, und wie auf glüklichen Inseln, ruhte nur manchmal Sinn und Auge auf besseren Stoffen künftiger Veredlung. — So entstanden Bücher, denen man die üble Nachrede nicht ersparen konnte, und die am Ende Jedermann las.

George Sand, ein entwikelungsfähiger Geist, wie nur Einer, entsagte es auf kurze Zeit, bloß das Spiel der Leidenschaften zu entwirren, um mit dem inneren Getriebe der Gesellschaft, ihren Schwächen, ihren fast krankhaften Treiben sich ausschließend zu beschäftigen. Wie Beranger glaubte sie, es träfe eine Zeit ein, in welcher die Muse Anderes als bloße Lust verfolgen müsse, und Frankreich zu belehren stünde ihr eben so gut an, als es zu ergötzen.

So entstanden die sogenannten gesellschaftlichen Romane: des Handwerkers Wanderungen durch Frankreich, Consuelo und die Gräfin von Rudolstadt. In allen diesen Werken erkennt man den Meister, und die Szene in Venedig im ersten Bande der Consuelo, der Gesang in der Kirche, das dem Tizian entnommene Kolorit und die unvergleichliche Anmuth der Gestalten, ziehen unwiderstehlich an; aber wie verdunkelt wird der Geist, sobald man in das düstere Leben und in die schrekenvollen Abgründe tritt, in welchen unheimliche, keines Lebens fähige Wesen, gleich bangen Träumen den Bösen fesseln und erschreken. Wie oft mag die Dichterin selbst aus so beengenden Grüften in freie, blumige, geliebte Räume sich gesehnt haben! — Aber sie hielt den Ehrgeiz, den Roman und ihr herrliches Talent zum Dienste, gewissen unserem Gefühle nach chaotischer Ideen, als Träger zu bereiten, und später Zukunft als Seherin und Denkerin zu erscheinen.

Ist indessen, nach dem Ausspruche des französischen Dichters, allein die Wahrheit liebenswerth, so muß nothwendig das Vergriffene, Falsche, statt anzuziehen, heftigen Widerstand erregen, und war es natürlich, daß die Verfasserin mit zu lobender Willenskraft ihren Stoff zu Ende brachte, so führte sie doch bald ihr Sinn Neuem und Glüklicherem zu. Erschöpft und verlegen sah sie sich, wie Lord Byron, nach einem Helden um; Don Juan, des brittischen Dichters glükliches Werk, hatte hier nicht mehr genügen können, Faust hätte sie in magische Kreise zurükgezogen, denen sie kaum entronnen war, und so warf sie sich entschlossen in die Natur, in einfache, menschliche Bezüge, die ewige Leidenschaft, die Liebe, suchend und findend. Fliehen wir nicht Alle aus dem heißen Gewühl des Lebens in ihre heiligen Schatten? wie durch große Gedanken wird durch sie die Seele höher, und das Toben des Gemüthes bringt sie, wo nicht zur Ruhe, doch zum Schweigen. — George Sand wählte dießmal die Idylle. — Von jeher hat diese Dichtungsart durch die Herrlichkeit und Anmuth der sie einschließenden Welt die größten Meister angezogen, und nie hat selbst die Muse der heroischen Kunst und der stolzesten Geister es verschmäht, neben das Heldengedicht die Eclogue zu stellen. — Sie führt aufs Neue uns in die Landschaften des Berry; dort ist sie geboren; dort hat in ungestörtem Weben entlegene Vorzeit mit eurem Geiste sich verbunden, blühende Heken schließen die Felder ein, auf Weiden sieht man fein geformte Pferde, schon tragen Menschen das Gepräge südlicher Bildung, und unbewußt spielt Fantasie und Sage mit dem Leben. — Hierher führt uns die Dichterin, nicht in den Park, Zeuge der Liebe und der Glut Valentinens, sondern zu ruhigen Häusern. Aber der Empfang ist dort gastlich und die Erinnerung so lebhaft, so freundlich und so reizend, wie im Schlosse.

Versuchen wir es die einfache Geschichte zu erzählen!

Peter der Bauer, ist zu acht und zwanzig Jahren mit drei Kindern Witwer geblieben. Sein Schwiegervater wünscht, daß er sich zum zweiten Male verheirathe, um den verwaisten Kindern die Pflege der Mutter wiederzugeben. Im nahen Dorfe wohnt eine junge Witwe mit einigem Vermögen, diese hat der Schwiegervater für seinen Eidam im Auge. —

Peter gehorcht dem Rathe des Alten. Das Andenken an die todte, treue Gefährtin, muß dem Gefühle dringender Pflichten weichen, und mit ergriffenem, traurigem Gemüthe ist er entschlossen in das Dorf zu gehen, in dem die reiche Witwe lebt. — Sein bestes Pferd der Grauschimmel, ist gesattelt, und er will fort. Da kommt die Nachbarin, die alte Gallete mit der jungen Marie, ihrer Tochter. Das Mädchen ist sechzehn Jahre alt, die Armuth aber treibt sie vom Hause der Mutter fort, um auf einem nahen Hofe als Hirtin in die Dienste eines Fremden zu treten. Die Wege der Beiden sind fast dieselben. Peter nimmt die Kleine hinter sich auf's Pferd und sie reiten fort; er in Träumen versunken, sie weinend, Beide einander ganz ferne und doch auf demselben Pferde. Bei einem Busch, an der Krümmung des Weges erbliken sie auf einmal ein schlafendes Kind. Sie erkennen es bald; es ist Peter der kleine Sohn des Bauern. Der Junge hatte sich in den Kopf gesetzt, den Vater auf seinem Ausfluge zu begleiten, er war des Morgens derb abgewiesen worden, ist aber noch keineswegs entschlossen nachzugeben — Eine Stunde weit, an einer Stelle, wo der Vater vor-

über muß, hat er ihn erwartet, ist aber indessen eingeschlafen. Der Vater wekt den Knaben auf und schilt ihn, daß er so weit vom Hause und auf offenem Felde schlafe. Da rükt der Kleine mit seinem ganzen Plane hervor. Peter will strenge sein und ihn nach Hause schiken. Aber das Kind fängt zu weinen an, der Vater widersteht solchen Waffen nicht, und auch Mari verwendet sich für den Knaben, der ihr augenbliklich gut wird. Sein Spiel ist gewonnen, und der Grauschimmel trägt drei Reiter.

Und jezt beginnt eigentlich, in ganzer, ländlicher Anmuth, die Handlung des Teufelsmoores; Peter verirrt sich und bringt mit seinen zwei Reisegefährten eine feuchte, kalte Nacht unter freiem Himmel zu.

Unsere Dorfbewohner schlagen ihr Lager in der Nähe des Moores auf, das der Novelle den Namen gibt. Bei so trübem Geschik entwikelt sich der Verstand und die Güte des jungen Mädchens ganz; sie macht Feuer an, bereitet erfinderisch ein Nachtmahl; das Kind hängt leidenschaftlich an dem Mädchen. Mit ausnehmender Feinheit hat George Sand die kluge und liebe Weise geschildert, mit welcher selbst Frauen, die nie Mutter waren, Kinder zu behandeln wissen. — Begreift wohl Einer den Hyppolitos des Euripides, der die Frauen aus der Welt verdrängen möchte? — Werden sie nicht uns Allen, in dem Leiden des Geistes, des Körpers und des Lebens heilige Quellen des Glükes?

So mochte wohl auch der Held unserer Erzählung gedacht haben.

Wie Marie mit dem Kleinen so freundlich beschäftigt ist, verliebt sich Peter vollkommen in sie. Das Kind ist eingeschlafen, Peter nähert sich dem Mädchen, erklärt ihr auf etwas verlegene Weise seine Liebe, und daß er sie heirathen wolle. Marie gibt eine ausweichende Antwort; sie meint er wäre zu reich für sie und auch zu alt. In Berry sind Männer von acht und zwanzig Jahren für Mädchen von sechzehn schon zu alt.

So vergeht die Nacht, ohne daß Peter einige Hoffnung bekommen hätte; mit Anbruch des Tages reitet er bekümmert weiter in das Dorf, wo die reiche Witwe lebt und in dessen Nähe Marie in die Dienste eines Fremden treten soll.

Nicht eben in der Stimmung eines Freiers gelangt Peter ans Ziel seiner Reise. Die Witwe macht auf ihn den unangenehmsten Eindruk. Sie ist eine schlechte Wirthin und kokett. Er bricht schnell die Unterhandlungen ab, in welche ein Verwandter der Witwe mit diplomatischer Feinheit ihn umzuspinnen bereits begonnen hat, ihn treibt es fort. An derselben Stelle nahe am Wasser, wo die Liebe sein Herz so rasch und so stark ergriffen hat, trifft er aufs Neue das junge Mädchen, das von den Nachstellungen eines gewalttbätigen und zügellosen Herrn flüchtend in das Dorf zurükgekehrt. — Er bringt sie zu ihrer Mutter, wagt aber nicht um sie zu werben und wird vor Kummer blaß und mager. Seine Eltern forschen nach dem Grunde seiner Betrübniß, die es gerne verbergen möchte. Er erzählt seine Pein und die Alten lächeln beruhigend und ruhig, sie wenden sich an das Mädchen und rathen ihm dann selbst mit ihr zu sprechen. Zitternd sucht sie Peter auf und findet sie am Feuer in dem kleinen Hause. Seine Liebe hat auch ihr Herz berührt und sie wird sein Weib.

Diese letzte Szene ist rein und glühend, wahr wie die Liebe und die Natur und von so feurigem Hauche, wie die Idylle des Griechen.

Wir wiederholen es, die ganze Erzählung ist eben so anmuthig als einfach. Nicht der kleinen Anzahl der handelnden Personen wegen, auch nicht, weil bloß Landleute und Dörfer geschildert werden. Der Grund des innigen Vergnügens, das wir beim Lesen fühlten, liegt in der Wahrheit selbst und in dem eigenen Zauber, den sie ausübt. Der Roman des „Arsantes" mit allen darin sich bewegenden Menschen ist so einfach wie die kleine Dorfgeschichte, und der Held mag ein Bauer sein oder ein Spieler oder venezianischer Nobile, wir werden immer angezogen, sobald wir Licht, Leben und eine große Leidenschaft erkennen. Haben wir nicht den engen Schauplatz des Salons oder einer Wiese mit wenigen aber anspruchsvollen Menschen angefüllt und die einfachsten Sitten durch falsche Schilderung entstellt gesehen? — Aber die Hand unserer Schriftstellerin ist so fein und so stark, daß sie, wie die Paladine in den Liedern der trouvires bei Frauen liebenswürdig und im Kampfe muthvoll das Verschiedenste zart und sicher faßt, und so hat sie das mannigfachste Leben mit glänzendem Auge gesehen und gezeichnet, und von den Verirrungen Lelias und Indianas bis zur Liebe der kleinen Hirtin folgen wir ihr leicht und gerne.

Paris. L. L.

Künstler, Virtuosen und Wunderkinder.

Saphir's „Humorist" erzählte kürzlich von einem kleinen Mädchen, welches Walzer wie Strauß, Lieder wie Schubert, Kirchenstüke wie Paläſtrina, und endlich eine Oper komponirt haben soll. Es sei die Kleine von einer Dame gefragt worden: „Wie weit sind Sie schon mit Ihrer neuen Oper?" Die Antwort der kleinen Komponistin habe gelautet: „Ich bin jetzt bei den Baßnoten, womit sie dann in aller Unschuld verrathen, was es mit ihrem Componiren für ein Bewandtniß habe."

Die Anekdote mag nun wahr sein oder nicht, karakteristisch und sehr wahrscheinlich ist sie jedenfalls und sie bietet mir einen willkommenen Anhaltspunkt einmal das auszusprechen, was ich schon so lange auf dem Herzen trage und was doch endlich einmal ausgesprochen werden muß: soll die göttliche freigeborne Kunst, bestimmt die Menschen zu begeistern, zu veredlen und zu erheben nicht endlich ganz und gar zur feilen Dirne unserer Modethorheit herab sinken.

Wien, die größte und reichste Stadt Deutschlands, zählte von jeher nicht wenige wahrhaft große Künstler zu den Seinen, eben so wenig fehlte es hier an wahrhaft gediegenen Kennern und Beförderern des Wahren und Schönen, und betrachten wir die in Wien vereinigten Kunstkräfte — ich muß immer hierauf zurükkommen, denn es kann nicht zu oft darauf hingewiesen werden! — so ist es gewiß, daß keine andere Stadt, selbst Paris nicht, sich in dieser Hinsicht mit Wien messen könnte. Mittel, die herrlichsten! sind in Wien im Ueberfluß vorhanden, allein für das Herrlichste, Höchste, was damit geleistet werden könnte, hat nur der allerkleinste Theil des Wiener Publikums Sinn und Gefühl.

Die Mehrzahl will nur unterhalten sein, aus diesem Grunde ist im Augenblik Strauß unter allen Komponisten der Liebste und jede seiner neuesten Walzerpartien wird von der Menge mit einem Jubel begrüßt, der uns in den Augen der Ausländer, je mehr diese das wahre Verdienst des „Walzerkönigs" anerkennen, lächerlich macht, ja uns herabsetzt, wenn man sich daran erinnert, wie es den großen Todten Mozart, Beethoven und Gluck in Wien erging, und noch bis auf den heutigen Tag ergeht. Eine Oper von Gluck auf unserer Bühne zu hören, ist ein frommer aber vergeblicher Wunsch, und in welcher Gestalt hier Mozart's Meisterwerke zur Aufführung kommen, darüber wird im Auslande — leider mit Recht! nur zu arg räsonirt. Den noch lebenden deutschen Meistern geht es nicht viel besser. Marschner mußte Wien verlassen, ohne seinen „Templer" hier zur Aufführung gebracht zu haben, Füchs mußte mit seinem „Guttenberg" sich an eine Provinzial-Bühne wenden, Kücken verließ ebenfalls Wien wieder, ohne für seinen „Prätendenten" mehr als die Hoffnung mitnehmen zu können, daß derselbe doch später vielleicht aufgeführt werde. Auch Meyerbeer konnte keine Aufführung seiner Opern, wie er sie in musikalischer Hinsicht wünschte, im Opernhause durchsetzen, und kehrten Mozart und Beethoven wieder, sie würden hier für die Aufführung ihrer Werke nicht weniger Schwierigkeiten finden, als dies bei ihrer Lebenszeit der Fall gewesen ist. Freilich diese Werke sind nicht so amüsant, sie haben nicht das Pikante der jetzt beliebten musikalischen Unterhaltungen, wie sie Mode sind. Die Mode will nicht mehr, daß man tanzt, sie will aber, daß man Tanzmusik mit anhört. Die Mode kümmert sich wenig um den wahren Künstler, weil dieser nur nach dem Wahren und Aechten in der Kunst strebt, aber sie ist entzükt über die Virtuosen, über die Arroganz derselben, und die oft mehr als bengelhafte Manier mit der sie auftreten, daß Mozart einen „Don Giovanni," einen „Figaro," die „Zauberflöte" und sein Requiem schrieb, davon ist ja nichts zu verwundern, dafür war er ein großer Komponist; aber wenn ein kleines Mädchen Walzer, Lieder, Kirchenstüke und vollends eine Oper komponirt, das ist merkwürdig, pikant, unterhält, gibt zu reden, amüsirt! Und unternähme es Einer, was ich für keine so große Unmöglichkeit halte, einen Affen abzurichten, daß er Klavier spielte, dieser Virtuose-Affe würde alle Wunderkinder und Virtuosen, den Liszt an der Spitze, schlagen, denn es wäre für den größten Theil des modernen Wiener noch um Vieles amüsanter und interessanter, von einem Affen als von Liszt Schuberts „Erlkönig" vortragen zu hören.

Daß diese Thorheit des Publikums eine Menge Spekulazionen hervorruft, die alle darauf hinauslaufen, von der Thorheit möglichst großen pekuniären Gewinn herauszuloken, versteht sich von selber! so wie es nicht erst des weiteren Nachweises bedarf, wie die wahre Kunst dadurch immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird, wie in diesem wüsten Treiben der wahre Künstler, der es nicht über sich vermag, das ewig Schöne und Wahre um schnöden Gewinnstes willen zu verleugnen, unbeachtet verkümmern kann, indeß der Charlatan vergöttert, mit Geld und Orden überschüttet wird.

Welch' ein, das Publikum, wahrhaft entehrendes Mißverhältniß stellt sich heraus, wenn wir zusammenrechnen, was ein Mozart, ein Beethoven, ein Schiller, Uhland,

Rückert, Grillparzer — ja selbst der besser bedachte Goethe für ihre unsterblichen Schöpfungen erhielten und dagegen die Unsummen betrachten, die einer Tänzerin, einem Klavierpauker und einer oft schon halb stimmlosen Sängerin zugeworfen werden! Und wird nicht oft gerade das Verfehlteste, Verwerflichste am meisten bejubelt und am reichlichsten belohnt? Ich erinnere an Liszt, der in seiner gemachten Genialität den Beethoven oft so spielt, daß er nicht wieder zu erkennen ist, und der eben dann am meisten bejubelt wird — ich erinnere an die Lind, die in neuester Zeit es sich ordentlich zum Gesetz gemacht hat, die Karaktere, die sie darstellt, gerade von der falschen Seite aufzufassen, um dadurch zu verblüffen, was ihr denn auch meisterlich gelingt. Vor ihren Berliner und Wiener Triumfen war die Lind eine wirkliche Künstlerin in ihrem Genre (dem zart lirischen) sogar unübertrefflich und wahrhaft begeistert für die Kunst, schon bei ihrem ersten Gastspiel in Wien fand ich sie sehr, und nichts weniger als zu ihrem Vortheil, verändert, und jetzt ist sie nichts mehr als eine lediglich auf ihren Vortheil bedachte Gauklerin. Das ist ein hartes Wort, aber es ist ein wahres, und in Schweden selbst wird die Lind, wie sie jetzt ist, auf keinen Fall, jene Liebe, jene verdiente Verehrung wieder finden, die ihr früher dort zu Theil ward! und daran ist das deutsche Publikum mit seiner albernen Ueberschätzung des bloßen Virtuosenthums Schuld.

Selbst Liszt's beste Freunde können es sich nicht verhehlen, daß der eigentlich innere Werth seiner Original-Kompositionen = 0 ist, daß seine Uebertragungen der Kompositionen anderer Meister fürs Klavier sehr oft dem Geiste des Originals ganz und gar entgegen sind, dennoch: werden ihm diese Machwerke nicht mit Gold von den Verlegern aufgewogen? werden sie nicht von dem modernen Publikum eifrig gekauft, indeß talentbegabte Komponisten vergeblich sich mühen, für ihre werthvollen Arbeiten einen Verleger zu finden, der ihnen aus besonderer Großmuth ein paar Gulden dafür zahlt?

Es ist wohl Pflicht eines Jeden, der es redlich mit der Kunst meint, im Interesse der Kunst wie des wahren Künstlers gegen dies entwürdigende Treiben mit allen Waffen zu Felde zu ziehen, deren ein Mann von Ehre in solchem Falle sich erlaubter Weise bedienen darf. Ohne Rüksicht auf Persönlichkeiten, und wie viel oder wie wenig diese gelten, werde die ganze Erbärmlichkeit des leeren Virtuosenthums gegeißelt und die Thorheit, die dessen Anmaßung Vorschub leistet, kein Wort des Spottes und des Zornes ist, zu bitter für das Wunderkinderthum und seiner Lüge, denn undenkbar bleibt es, daß, was selbst ein Genie wie Mozart, sich erst nach jahrelangem eifrigen Studium erwerben konnte, einem kleinen Mädchen so ohne weiters angeflogen sein sollte, wo sich früh ein außerordentliches Talent kund gibt, wäre es ein Verbrechen, es nicht auszubilden, denn eben, wo sich ein Talent früh offenbart, ist dies ein Wink der Natur, daß es früh und richtig gepflegt werde; ist dies der Fall, so wird allerdings das Resultat auch für spätere Jahre ein erfreuliches, für die wahre Kunst nutzbringendes sein, wie dies bei den Geschwistern Lewy, dieser wahrhaft ausgezeichneten Künstlerfamilie, der Fall ist. Aber welch' ein gewissenhafter, streng prüfender, unterscheidender Lehrer war der Vater Lewy auch, wie vermied er beim Unterrichte seiner Kinder alle

Quälerei und Treibhauskunst! Lewy's Kinder waren in der That Wunderkinder, da sie bei aller Lust und Liebe für die Musik doch frohe unbefangene Kinder blieben, sie lernten, was Kinder lernen können ohne abgerichtet zu werden, dafür sind aber auch Karl und Richard wie ihre Schwester Frau von Parish-Alvars noch jetzt Künstler in vollster Bedeutung des Worts, wie denn auch noch ein als Künstler ausgezeichneter Oheim ihnen in Dresden lebt.

Möchten doch alle in Wien lebenden wahren Künstler zusammen treten zu einem Schutz und Trutzbündniß wider alle falschen Profeten, wie sie jede neue Konzertsaison uns zuführt. Es ist einmal Zeit, daß das schaffende Talent dem bloßen Virthuosenthum, daß der gründlich gebildete Künstler dem Faxenwesen komponirenden Wunderkinder gegenüber, ihre eigene die Würde der echten Kunst vertreten; der Vorwurf, es geschehe aus Neid, kann hier keinen wahren Künstler treffen, denn er wird sich wohl hüten, irgend ein wahres Talent, wo es sich kund gibt, in Zweifel zu ziehen, oder absprechend über einen wirklich ausgezeichneten Virtuosen zu urtheilen, aber die aufgeblasene Wichtigkeit, die taschenspieler-künstlerische Lüge finde an ihm den unbarmherzigen Richter, es ist das Unkraut im Garten der Kunst, das den edelsten Pflanzen und Blumen Licht und Nahrung entzieht — also fort mit dem Unkraut! Existirt es nicht mehr, so wird auch das Publikum endlich wieder Interesse an dem echten Künstler, an der wahren Kunst gewinnen, aber auch nur in diesem Falle, und wer es anders hoffen wollte, würde sich zu spät überzeugen, wie bitter er sich selbst getäuscht habe.

Die deutschen Schauspieler
Sonst und Jetzt.

Eckhof, Schröder, Brockmann und Fleck wurden noch deutsche Komödianten genannt, und waren Künstler, wie wir deren heutzutage keine mehr besitzen.

Jetzt ist der Name Komödiant verschollen, wir haben nur noch Mimen, gefeierte Künstler, menschgewordene Liras, und selbst den Mitgliedern wandernder Truppen ist die schlichte Bezeichnung „Schauspieler" schon nicht mehr gut genug, sie wollen mindestens Künstler heißen, dramatische Künstler, obgleich oft der Name Komödiant in der schlechtesten Bedeutung des Wortes noch zu gut für sie ist.

Wem dies zu hart klingen sollte, den ersuche ich, sich einmal das Leben und Treiben der Mehrzahl unserer gefeierten Mimen etwas näher ins Auge zu fassen, und zu prüfen, inwiefern von wahrer Begeisterung für die Kunst, ja, von echter Kunst überhaupt unter ihnen die Rede ist. Egoismus, lächerliche Aufgeblasenheit, Habsucht, Brutalität dem schaffenden Talente und der nicht käuflichen Kritik gegenüber, das sind die ganz gewöhnlichen Eigenschaften der Mehrzahl der jetzigen Mimen; bei sehr vielen kommt aber noch eine ganz eigenthümliche, naive Lebensansicht in Betreff der Ehre und der Rechtlichkeit hinzu! z. B.:

Ein Mime oder eine Mimin, denen es glükte, sich einen gewissen Ruf zu erwerben, finden ihre dermalige Stellung nicht ganz nach Wunsch, obgleich sie eine Gage beziehen, deren

Höhe mit dem, was sie leisten, in gar keinem Verhältnisse steht, aber an einem anderen Orte, wo eben ihr Fach unbesetzt ist, könnten sie noch mehr bekommen, was ist, ihrer Ansicht nach, in diesem Falle natürlicher, als daß sie ihren Kontrakt brechen, und, oft mit Hinterlassung bedeutender Schulden, durchgehen!

Ein Mime wurde — mit oder ohne Grund, gleichviel! — in einer Rolle getadelt; seine „Künstlerehre" ist verletzt, und um diese „Künstlerehre" wieder herzustellen, prügelt der hohe Mime seinen Beurtheiler auf öffentlicher Straße am hellen Tage durch, und rühmt sich dieser Heldenthat ungescheut auf allen Kaffeehäusern, in allen Weinstuben.

Von der Niederträchtigkeit vieler neuerer Mimen, die, wenn sie mit Recht getadelt wurden, falsche Bettelbriefe vorzeigen, die ihnen angeblich von den Rezensenten geschrieben sein sollen, oder die mindestens zu verstehen geben, sie hätten solche Briefe erhalten, will ich gar nicht reden; in Dresden lebt gegenwärtig ein Komiker, dessen Vater das saubere Geschäft betreibt, derlei Briefe zu fabriziren, wenn sein Herr Sohn um seiner albernen, geistlosen Possenreißerei willen einmal zurechtgewiesen wird. —

Die Komödianten von sonst, bei ihren oft kärglich zugemessenen Gagen, und trotzdem, daß sie oft leichtsinnig in den Tag hinein lebten, wobei denn Schulden eben so wenig, als heutzutage ausblieben, mit welch' echter Begeisterung, mit welcher Hingebung betrieben sie ihre Kunst, mit welchem Aufwande ihrer besten Kräfte mühten sie sich, insbesondere die Werke deutscher Bühnendichter darzustellen, und freudig erkannten sie das Verdienst deutscher Dichter an, welche für sie schrieben, wie stolz war jede Bühne darauf, die erste zu sein, die ein neues Stük eines Autors — und wars auch noch kein berühmter — zur Aufführung bringen durfte, und mit welcher Ehrfurcht betrachteten alle den Dichter, war dieser zufällig am Orte anwesend, denn damals fühlten es die deutschen Schauspieler, daß sie eigentlich ohne den deutschen Dichter Nichts seien, daß sie nur in deutschen Dichtungen — als Deutsche — Vorzügliches zu leisten vermöchten.

Nicht nur Lessing, Goethe, Schiller, Iffland, Kotzebue — die gefeiertesten deutschen dramatischen Dichter der früheren Zeit — sondern auch die anderen, minder berühmten (Beil, Beck, Soden, Babo &c.), fanden bei den damaligen Schauspielern eine Anerkennung, an welche jetzt, den gefeiertesten deutschen Dichtern gegenüber, nicht mehr zu denken ist; natürlich, denn unsere „Mimen" ziehen es vor, in den neueren französischen Effektstüken zu effektuiren (verschmäht es doch selbst ein Moritz nicht, in der elenden Mache „Halifax" von A. Dumas immer wieder aufzutreten, er, der „Protektor Gutzkows, Laubes und Mosens.")

Unser Publikum trägt einen großen Theil der Schuld, daß dem so ist, warum applaudirt es einen Schauspieler in Stüken wie dieses „Halifax", das jedes sittliche und ästhetische Gefühl — wo selbes vorhanden — verletzen muß! — warum überschätzt es bis zum Wahnsinne ein einseitig lirisches Talent, wie es die Lind besitzt, und schwärmt noch für eine alternde stimmlose, häßliche Sängerin, wie die Schröder-Devrient es jetzt ist, indes es einen Dichter wie Friedrich Hebbel nicht in dem Grade beachtet, als es sein hoher Genius verdient.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wenn der deutsche Schauspieler sich nicht wieder wie in früherer Zeit dem deutschen Dichter anschließt und geistig unterordnet, so daß er im Sinne der Dichtung und nicht nur auf Effekt spielt, so wird — und in kürzerer Zeit, als es jezt den Anschein hat — die deutsche Schauspielkunst ihrem Verfalle entgegengehen. Kein ausübender Künstler hat sich jemals ungestraft für unfehlbar gehalten, und der Schauspieler wird es am allerwenigsten, denn nur zu bald nüzt sich das, was glänzt, bei ihm ab, und wehe ihm dann, wenn er nicht mehr besaß, als was für den Augenblik geboren war.

Ich wüßte sehr viele einst berühmte, vergötterte Namen aufzuzählen, deren Ruhm — noch sind es keine zwanzig Jahre — ganz Deutschland erfüllte, und denen bald hernach im besten Falle gänzliche Vergessenheit wurde. Um wie viele Jahre überlebte nicht Eßlair seinen Ruhm? der Sänger Pöck? der früher zu den größten Hoffnungen berechtigende Kunst? Grua? der ganz der Manier anheimgefallene Rott? u. s. w. Was wird vollends ihr Loos sein, wenn sie einmal todt sind? (Eßlair starb bekanntlich im Trübsinne.)

Wie anders dagegen stand es von jeher um ältere, echte Künstler! Eckhof, der Greis, erregte als solcher denselben Enthusiasmus, wie als junger Mensch; Iffland, als er starb, hatte gleich Brockmann Nichts von seinem Ruhme eingebüßt; als Fleck, die Bethmann, Ludwig Devrient und Seydelmann starben, tönte nur Ein Ruf des Schmerzes durch ganz Deutschland, „zu früh!" Und so lange von deutscher Schauspielkunst die Rede ist, wird der Name Schröder mitgenannt werden, als einer der Größten und Besten, die für die deutsche Bühne und auf derselben wirkten.

Die meisten unserer heutigen renommirten Schauspieler sind bei weitem weniger Künstler, als Virtuosen, und die Mehrzahl der nichtberühmten strebt natürlich, es den berühmten nachzuthun, des Vortheiles halber; unser eigentliches Virtuosenthum, wie es ist, hat uns aber zu deutlich erkennen lassen, wie ferne es der wahren Kunst ist, und wir werden auch eher keinen echten Schauspieler erhalten, bis es Einer verschmäht, durch Virtuosität allein zu wirken, ist erst Einer bis dahin gelangt, dann ist freilich zu hoffen, daß er auch endlich erkennen werde, wie die echte dramatische Darstellungskunst eben Nichts mehr zu meiden habe, als jene Virtuosität, wie sie jezt an der Tagesordnung ist. Wird es aber in diesem Jahrhunderte noch so weit kommen? Wird unser Publikum jenen Grad der Bildung erreichen, um das Echte nur zu würdigen, den leeren Flittertand zu verschmähen, vor Allem aber deutscher Kunst und deutschen Dichtern die ihnen gebührende Anerkennung nicht zu versagen? — Ich glaube — kaum! — zu viele Interessen nehmen jezt auf einmal die allgemeine Aufmerksamkeit der Menge in Anspruch, und die Materiellen haben zu sehr die Oberhand gewonnen, als daß die echte Kunst überhaupt noch als Lebensfrage angesehen würde; man ist zufrieden, wenn sie unterhält, und betrachtet sie nur von diesem Gesichtspunkte aus. —

Das Endresultat kann für uns in diesem Falle kein tröstliches sein; wir haben nur das gänzliche Sinken der Kunst zu erwarten; vielleicht — aber auch nur vielleicht — daß aus dem gänzlichen Verfalle eine neue, echte Kunst emporblüht; daß wir es aber nicht mehr erleben werden, ist gewiß.

L.

Bayerische Staatsbibliothek München

EINRIC
hbinderei
ottenburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engländer, Sigm.

Der Salon Mittheilungen aus den Kreisen der Literaten, Kunst und des Lebens. Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller herausgegeben von Sigm. Engländer
Bd.: 3

Wien 1847

Per. 265 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10617790-6